

# UNGARN

V. JAHRGANG, 1944

SEPTEMBERHEFT

LADISLAUS BÁRBOSSY:  
POLITIK UND SCHICKSAL

BÉLA PUKÁNSZKY:  
DEUTSCHE DICHTUNG — UNGARISCHES PUBLIKUM

PAUL VOIT:  
UNGARISCHE KERAMIKER IM AUSLAND

BÉLA HAMYAS:  
PHILOSOPHIE DES WEINES

AARON TAMÁSI:  
SIEBENBÜRGISCHE STERNE (ERZÄHLUNG)

JOHANN KUDOLÁNYI:  
ICH BEGRÜSSE DEN BRUDER (SKIZZE)

DIE GRÜNDUNG  
DER DEUTSCH-UNGARISCHEN GESELLSCHAFT  
IN BRESLAU

GEDICHTE VON J. BARTALIS UND J. BERDA

BÜCHERSCHAU

VERLAG DANUBIA  
BUDAPEST \* LEIPZIG \* MILANO

BUDAPESTI KIR. ÜGYELETI  
1944. Szeptember 1.  
229  
KIR. ÜGYELETI SAJÁTSÁGOSZTÁLYA  
SAJÁTSÁGOSZTÁLYA SAJÁTSÁGOSZTÁLYA  
KIR. ÜGYELETI ENGEDÉLYEZEM  
72

# UNGARN

MONATSCHRIFT

FÜR DEUTSCH-UNGARISCHEN KULTURAUSTAUSCH  
DER UNGARISCH-DEUTSCHEN GESELLSCHAFT IN BUDAPEST

Erscheint am 1. jedes Monats

Hauptschriftleiter : Prof. Dr. *BÉLA PUKÁNSZKY*

Schriftleitung und Verwaltung : Budapest, V., Arany János-utca 1. Fernruf: 122-261

Mitteilungen und Beiträge sind an die Schriftleitung zu richten

Sprechstunden: Donnerstag bis Sonnabend Vormittag 9-13

Preis des Jahrganges : P 16. Einzelheft: P 1.50

Einzahlung der Bezugspreise in Ungarn auf Postscheckkonto Nr. 5025

Verlag : DANUBIA, Budapest, IV., Apponyi-tér 1.

Auslieferung : F. VOLCKMAR, Leipzig, Hospitalstraße 10.

Die Zeitschrift kann in Deutschland, Belgien, Dänemark, Finnland,  
Holland, Italien, Rumänien, Schweiz und Vatikanstadt in jedem  
Postamt bestellt, bezahlt und durch jedes Postamt direkt  
bezogen werden

Die Zahlung des Abonnements kann auch durch die Dresdner Bank,  
Berlin, Ausl. Ink. Konto Nr. 784-212/67. erfolgen.

---

## UNGARISCH-DEUTSCHE GESELLSCHAFT IN BUDAPEST

PRÄSIDENT :

*ANDREAS von TASNÁDI NAGY*, kön. ung. Justizminister a. D.,  
kön. ung. Geheimer Rat, Präsident des ungarischen Abgeordnetenhauses

MITPRÄSIDENTEN :

*KOLOMAN von SZILY*, kön. ung. Geheimer Rat, Staatssekretär a. D.

*STEFAN von FAY*, kön. ung. Geheimer Rat, Staatssekretär

*BARON BERTHOLD FEILITZSCH*, kön. ung. Geheimer Rat, Obergespan a. D.

*ALOIS DOLÁNYI (KOVÁCS)*, Staatssekretär a. D.

*JOSEF STOLPA*, Staatssekretär

*GYULA von DARÁNYI*, Universitätsprofessor

GESCHÄFTSFÜHRENDE MITPRÄSIDENT :

Prof. Dr. *ALEXANDER von KIBÉDI VARGA*, Ministerialrat

RECHTSANWALT :

*LUDWIG von HUSZOVSKY*, Staatssekretär

KLUBDIREKTOR :

*KOLOMAN von KONKOLY THEGE*, Reichstagsabgeordneter

SCHATZMEISTER :

*KARL SZANDER*, Direktor des Rechnungsamtes im Reichstag

# POLITIK UND SCHICKSAL\*

VON LADISLAUS BÁRDOSY

»Mein Schicksal hält Gott in Händen. Sicher ist mein Weg, weil der mich führt, unfehlbar ist.«

*Georg Martinuzzi*

Politik ist die Benützung nationaler Gegebenheiten im Dienst eines festgesetzten Zieles. Unter Gegebenheiten ist jene Lage zu verstehen, die die Nation im Schnittpunkt der von auswärts einwirkenden Kräfte einnimmt, ferner der innere Kraftbestand der Nation, und jene Mittel, die innerhalb dieser zur Verfügung stehen.

Jede Handlung, die - gestützt auf diese Gegebenheiten — berufen ist, den Interessen der nationalen Gemeinschaft zu dienen, weihet ein wissenschaftlich erstrebtes Ziel zur »Politik« im wahrsten Sinne des Wortes.

Ohne Zielsetzungen ist das Leben der Gemeinschaft vegetativ, kärglich-kümmertlich; es ist nichts anderes, als das Nacheinander der Wandlungen und Wechsel auf der Ebene des physikalischen Geschehens.

Es ist keine Politik, sondern Abenteuerum oder Schlafwanderei, wenn zwischen dem Ziel und den realen Gegebenheiten von vornherein der Einklang fehlt, und es keine Anzeichen dafür gibt, daß jemand die nötige Harmonie herzustellen bestrebt ist.

Das Ziel ist seinem Wesen nach ein geistiges; die Gegebenheiten sind handgreifliche Wirklichkeit. Indessen erscheint auch diese handgreifliche Wirklichkeit im Spiegel der Vorstellung oder der Beurteilung einer Geistigkeit.

Der verantwortliche Führer steckt nicht nur das Ziel; er muß auch die tätige Mitwirkung der Gemeinschaft zur Erreichung dieses Zieles sichern. Aber es kommt auf seinen Scharfsinn und sein Urteilsvermögen an, ob er wohl die Lage der Gemeinschaft, den inneren Kraftbestand, die Brauchbarkeit der zur Verfügung stehenden Mittel richtig erwägt, und schließlich, ob es ihm gelingt, dies alles mit dem gesteckten Ziel in Einklang zu bringen.

Georg Martinuzzi schreibt in einem seiner Briefe, daß es bei jedem Krieg vor allem auf den Späherdienst ankomme. Dem Wesen nach gilt dies auch für die Politik: auf das Wissen um die Lage und die von außen einwirkenden Kräfte in gleichem Maße, wie auf die Inanbetrachtung der inneren Kräfte.

\* Vorliegende Studie des kgl. ung. Ministerpräsidentenaz. D. schließt sich als »Epilog« seinem im Verlag der Kgl. Ung. Universitätsbuchdruckerei in ungarischer Sprache erschienenen Werk »Magyar politika a mohácsi vész után« (»Ungarische Politik nach der Schlacht bei Mohács«) an, das auch in unserer Zeitschrift (Maiheft 1944) besprochen wurde.

Betrachten wir nun die äußeren Umstände, die die Lage Ungarns nach der Niederlage bei Mohács bestimmten.

Abgesehen von den kleineren Gestirnen des zwischenstaatlichen Lebens waren es zwei Mächte, die der Gestaltung der Lage die Richtung wiesen: das deutsch-römische Kaisertum und das osmanische Reich.

Der deutsch-römische Kaiser hatte Ungarn beim Ausbau seines Machtsystems keine Rolle zugezählt. Nicht einmal im Schutz der Randgebiete seines Machtbereichs. In seinen Augen blieb das Schicksal dieser Gebiete selbst dann noch gleichgültig, als bereits mächtige Osmanenscharen darüber gegen Westen vordrangen.

Seit 1526 betrachtete der Sultan Ungarn als sein Eigen, doch lag es von den Wurzeln der osmanischen Kräfte viel zu weit entfernt. Burgen beschützten es, und die Belagerung und Erstürmung dieser lag den auf einen offenen und beweglichen Kampf eingeübten osmanischen Truppen fern. Sich zwischen die Burgen hineinzuwagen, schien ein gefahrvolles Wagnis zu sein.

Die Interessen der beiden Mächte führten in Ungarn notwendigerweise zu keinem Zusammenstoß.

Zwischen ihnen bestand von jeher jener verborgene Gegensatz, der das Verhältnis benachbarter und sich ausdehnender Staaten im allgemeinen kennzeichnet, ohne daß es zur Kreuzung lebenswichtiger Interessen gekommen wäre, da sich die entspannenden Kräfte nicht in dieser Richtung, besser gesagt nicht vornehmlich in dieser Richtung einen Weg suchten.

Es hatte den Anschein, als hätte das Schicksal Ungarn dazu bestimmt, zwischen diesen Kräften, die bestrebt waren, sich im Gleichgewicht zu halten — auszugleichen, zu trennen oder wenigstens abzugrenzen.

Beide Mächte in gleichem Maße fern zu halten, die Schärfe der Gegensätze zu mildern — das wäre die natürliche Aufgabe des Donaubeckens und des in ihm lebenden Volkes gewesen.

In den Stromkreis der ruhenden Gegensätze der beiden Mächte fiel einem zündenden Funken gleich der Anspruch des Herren der österreichischen Erblande auf die ungarische Krone. Und die französische Staatskunst war es, die diesen Funken anfangs zum Feuer anfachte.

Hinter den Ansprüchen Ferdinands — die von der ungarischen Heiligen Krone sanktioniert wurden — lag eigentlich keine wirkliche Macht. Der Herr der Erblande stützte sich nicht auf seine eigenen, ziemlich beschränkten Kräfte, sondern war von Zeit zu Zeit bemüht, die des deutsch-römischen Reiches in Bewegung zu setzen, was in den meisten Fällen erfolglos blieb.

Dennoch ist die Auswirkung seiner Bestrebungen auf das Leben der Nation von ausschlaggebender Bedeutung.

Der Wirkungsgrad der politischen Kräfte nimmt mit der Entfernung ab. Die Wirkung der in der Nähe ständig wirksamen, wenn auch geringerer Kräfte, ist stets tiefer und beständiger, vor allem, wenn auch innerhalb des Landes Hilfeleistung zu erwarten ist, als der Einfluß ferner Mächte.

Daher läßt sich mit nüchternem Sinn von fernen Mächten nicht viel erwarten.

In den Augen der Männer aber, in deren Händen die Führung in jener Zeit lag, zeichnete sich alles zweifelsohne anders.

Sprechen wir von ihrer Politik, nicht aber vom Spiel der Kräfte, dann können wir das, was bei der Bewertung der Kräfteverhältnisse nachträglich erschlossen werden kann, nicht als Grundlage voraussetzen, vielmehr müssen wir trotz der mangelhaften Mittel der Orientierung davon ausgehen, wie sich die Lage des Ungartums im Verhältnis zu den ringsum tätigen Kräften gestaltete.

Der klare Blick des Ungartums wurde vor allem dadurch getrübt, daß es die Erblande Österreichs dem ganzen deutschen Reich gleichstellte. In dem stets unternehmungslustigen Herren der Erblande sah es immer und nur den Bruder des allmächtigen deutsch-römischen Kaisers.

Der Titel des »römischen Königs« erschien ihm als trügerisches Versprechen, daß Ferdinand zum Schutz der ungarischen Nation die ganze Kraft des Reiches einsetzen kann, und hinter dieser Verheißung verschwamm der ferne Kaiser mit seinem gleichgültigen Antlitz.

Nichts zehrte so sehr an den Kräften der Nation, wie dieser Wahn, und die unklugen Hoffnungen, die daraus erwachsen. »Weh jener Sache und Regierung, die in Zeiten großer Not außerhalb der eigenen Kräfte und Lebenskreise Hilfe und Zuflucht sucht«, — schreibt Graf Emmerich Mikó in einer Studie über jene Zeit.

Wie groß der ständig nötige Kraftaufwand zum Zusammenhalten der zerfallenden Teile des Reiches war, wieviel Tatkraft und Geld dabei aufgebraucht wurden, und daß dadurch auch die Allmacht des Kaisers beschränkt war, — dessen wurden sich die Ungarn erst viel später — zu spät — bewußt. Einige, denen nur die eigenen Interessen richtunggebend waren, wollten dies auch später nicht zur Kenntnis nehmen.

Auch die Kräfte der anderen Macht betrachtete das Ungartum von einem schiefen Winkel aus.

In der fernen Vorahnung dessen, was sich nach hundertsechzig Jahren in der Tat ereignete, erachtete ein großer Teil des Ungartums die Raumbewinnung der Osmanen für einen provisorischen, vorübergehenden Zustand. Noch lebte die Nation viel zu sehr in der Vergangenheit — in den Erinnerungen an die ruhmreiche Vergangenheit — als daß sie den Wirklichkeitswert der Geschehnisse nach 1526 hätte ermessen können. Daher drängte sie zur sofortigen, zur endgültigen Abrechnung, daher lebte sie in dem Wahn, hoffte auf Erfolg, dem Herrn eines verzauberten Schlosses gleich, der meint, wenn der Zauber erst zu Ende sei, werde wieder alles, wie ehemals. Noch wußte die Nation nicht, daß eine neue Morgendämmerung neue Nöte und neue Schwierigkeiten mit sich bringt.

Untersuchen wir die Empfindungen, die die Entschlüsse mit Fleisch und Blut sättigen, so stand der überwiegend größere Teil des Ungartums beiden Nachbarn gleich fremd gegenüber.

Die geistigen und religiösen Beziehungen aber weisen entschieden nach dem Westen hin, freilich nicht ohne viel Mißtrauen und Argwohn.

Allerdings brachte es später die Folge der Geschehnisse mit sich, daß die infolge der westlichen Beziehungen erlittenen Heimsuchungen die Bestrebungen des Ungartums nur noch steigerten, sich um Zuflucht an

jenen zu wenden, dessen kraftlose Versuche eigentlich alle Quellen des Leides eröffnet hatten.

Die in ihrer Einheit gestörte Nation glich einem gesprungenen Amboß im Kreuzfeuer von zwei verschiedenen Kräften, auf den einmal der eine, dann wieder der andere Hammer niederschlägt. Und ihr Geschick riß sie der geringeren Kraft zu.

Was Georg Martinuzzi sagte, schrieb und tat, läßt darauf schließen, daß er — aber vielleicht nur er — in dieser Sache klar sah und alles verstand.

Er sagte es dem Erzbischof von Lund nicht nur einmal. Er schrieb es Ferdinand und den Leuten des römischen Königs zu wiederholten Malen, daß vor allem der Fortbestand der Nation gesichert werden müsse.

Dies war das erste Ziel, das er sich setzte.

Durch unsichere Versuche darf das Sein der Nation nicht aufs Spiel gesetzt werden, denn wie immer sich später die Lage gestalten mag, gehen Werte verloren, und das Leben, das wir heute verderben, kann morgen nicht wieder gut gemacht werden.

Der Mönch sah, daß das Land zum Kriegsschauplatz wurde, und »Niemandes-Land« ist, auf dessen Boden kein nationales Leben gedeihen wird, solange die bewaffneten Kräfte der beiden Großmächte nicht fern gehalten werden können.

Jede politische Weisheit beginnt mit der richtigen Erkenntnis der Lage. In Wirklichkeit ist dies vielleicht gar nichts anderes, als die geeignete Anpassung der Interessen aller an die Gesetze, die der bestehenden Lage innewohnen.

Der Mönch Georg war sich dessen bewußt, daß sich die Nation darum nicht wieder aufrichten kann, weil zwei Gegner Anspruch auf ihr Land erheben, und keiner Herr über den anderen werden kann. Der eine erteilt ihr darum Schlag auf Schlag, weil der andere seine schwache Hand daran legt.

Das Geheimnis des Ausweges bestand darin : keinen Anlaß dazu zu geben, daß zwei Gegner, die gegenseitig ihren Schatten nachjagen, den Körper des Landes zerschneiden. Einer jeden Gelegenheit vorzubeugen, die durch die beiden anderen ausgenützt werden könnte. Den einen durch die Heraufbeschwörung der Macht des anderen fernzuhalten.

»In uns Ungarn lebt auch heute noch die seit Urzeiten tief eingewurzelte Eigenheit — schreibt Georg Martinuzzi —, daß wir niemandes Gewalt über uns anzuerkennen gewillt sind, und lieber zugrundegehen. Wollen wir aber unversehrt fortbestehen, so müssen wir diese Eigenschaft aus uns unbedingt ausmerzen.«

Wollte die Nation leben, so mußte sie die Möglichkeit, ihr Schicksal selbst zu lenken, durch Opfer erkaufen. Sie mußte einen Ausgleich finden, um sich nicht ganz unterwerfen zu müssen, da damit alles verloren ging.

Jede Nation kann die Voraussetzungen ihres Daseins nur in sich selbst finden. Ihren Fortbestand unter dem Schutz anderer kann sie nicht besser sichern, als allein, wenn auch auf Kosten von Opfern.

Wer jeglichen Schutz von anderen erwartet, verzichtet von vornherein auf die Möglichkeit, auf seine eigene Art und in seinen eigenen Interessen leben und handeln zu können.

»Da ich die Gefahren überlegte, die dem Land drohen, — schrieb Georg Martinuzzi — und da ich sah, wie sich das Unheil von Tag zu Tag in stets größerem Ausmaß verbreitet, und wie es in das lebendige Fleisch und Blut der Nation eindringt, so daß nur mehr die Gnade Gottes dieses Land erhalten könnte, — war es mir nur mehr daran gelegen, Mittel und Wege zu finden, mit denen sich das Unheil vor unseren Türen abwenden ließe . . . In Anbetracht dessen, daß unsere Kräfte ganz aufgerieben sind, und wir auf keine Hilfe rechnen können, bot sich nur eine Möglichkeit, die uns für kurze Zeit Sicherheit zu bieten schien, — wenn wir Gesandte mit Geld zum Sultan schickten, um Frieden und Freiheit bittend, wogegen wir uns verpflichten, ihm jährlichen Tribut zu zahlen.«

Es wäre falsch zu glauben, daß Georg Martinuzzi so handelte, was man im allgemeinen als »Schaukelpolitik« bezeichnet.

Der Grundgedanke seiner Politik war eben das Fernhalten der sich gegenüberstehenden Parteien vom Lande, nicht aber, dem Wechsel der Kraftverhältnisse entsprechend, einmal der einen, dann wieder der anderen Einfluß im Leben des Landes zu sichern.

Nur die Toren täuschen sich mit der kurzfristigen »Weisheit«, daß da nichts anderes zu tun sei, als sich immer an die Seite des Stärkeren zu stellen.

Als ob es sich vorausbestimmen ließe, wer der Stärkere sein wird ! Und würden nicht zur Zeit des Schicksalswechsels das feige Hinüberschleichen in das Lager des anderen früher oder später jene Gefahr, der man entkommen wollte, in zweifacher Art heraufbeschwören ?

In der Politik fehlen jene allgemeingültigen Methoden, die man wo und wann immer anwenden könnte. Die Aufgaben, die zu lösen sind, lassen sich nicht alle über einen Leisten schlagen.

Das Leben schafft immer andere Lagen. Gerade darin besteht die Kunst, in jeder Lage die geeigneten Mittel und Wege zu finden, die über die Nöte hinweghelfen.

Bei der Untersuchung der Politik jener Zeit kann schon darum nicht von »Schaukelpolitik« die Rede sein, weil doch auch der römische König selbst sich stets um die Gunst des osmanischen Sultans bewarb.

Einmal griff er zu den Waffen, um sich des Landes zu bemächtigen, dann wieder erschien er an der Pforte als Mitbewerber.

Da war es somit doppelt schwer, zwischen den gezückten Schwertern — das eine in der Hand Ferdinands, der sich das Land aneignen wollte, das andere in des Osmanen Hand, zur Sicherung der Macht — hindurchzukommen. Hastige Gier auf der einen, mißtrauischer Argwohn auf der anderen Seite.

Welche Spannkraft gehörte dazu, mit einem jeden in seiner Sprache reden zu können, stets der Gestaltung der Lage gemäß !

Eine übermäßige Aufgabe, vor allem dann, wenn sie einer ganz allein auf sich nimmt, ohne daß die Nation in ihrer Einheit hinter ihm steht.

Auch Martinuzzi wurde sich nur gar zu bald bewußt, daß ohne diese jede Mühe vergeblich ist.

Vertraut eine Nation nicht sich selbst und auf die Stärke ihrer Einheit, so vertraut ihr niemand.

Nicht nur der Mönch Georg, es wußte auch jeder gutgesinnte Ungar, daß sich die Nation wieder in ihrer Einheit aufrichten müsse. Nur dann kann die innere Ordnung wiederhergestellt werden, kann die Nation wieder zu Kräften kommen, und nur auf diesem Wege kann die Interessengemeinschaft zwischen den schwergeprüften Leibeigenen und den Herren, die untereinander ständig in Zank und Streit lagen, zustande kommen.

Der Mönch versuchte das Unmögliche.

Doch sollte es ihm nicht gegeben sein, an der Lage ändern zu können. Auf dem Boden des aufgeteilten Landes, in dem zwei Könige herrschten, wollte er wenigstens die nationalpolitische und geistige Einheit des Landes im Großen und Ganzen wiederherstellen.

So erfuhr das ursprüngliche Ziel, die bestmögliche Erhaltung des Landes, durch diese zweite Zielsetzung seine Erfüllung und einen ideellen Sinn.

Das war es, was verwirklicht werden sollte.

Wäre der Versuch gelungen, hätte sich die Nation im Geist des Abkommens von Várad auf sich selbst besonnen, wäre es zu einer Wiederverknüpfung der Leitseile in einer starken Hand gekommen, — so hätte die Nation später mit dem Gewicht ihrer Einheit und Autorität entweder auf der einen oder anderen Seite auftreten können, nicht nur um ihre Interessen zu wahren, sondern um ihren Interessen wirklich Geltung zu verschaffen.

Aber es sollte anders kommen. Die Einheit der Nation blieb ein Traum : das Land zerfiel in drei Teile.

Die beiden Zielsetzungen schienen plötzlich in unerreichbare Fernen entrückt : die Aufrechterhaltung des aufgeteilten Landes ebenso, wie die Wiederherstellung der nationalen Einheit.

Und dennoch gab Martinuzzi den Kampf nicht auf.

Allein, mit einer seelisch gespaltenen Nation, mit einem aufgeteilten Land.

Darum ist sein Kampf so heroisch, so dämonisch, und so hoffnungslos, weil er aus eigener Kraft all das ersetzen wollte, worin die Nation versagte.

Ein geschichtlicher Versuch : wessen ist eine Persönlichkeit fähig, deren Kraftanstrengung eine Generation abgestumpft, gefühl- und verständnislos gegenübersteht ; die Argwohn, Mißtrauen und Haß umgeben ; deren Seele aber völlig im Dienst der heiligen Sache aufgeht, so daß sie Mittel und Wege nicht mehr erwägen kann.

Die Nation war unfähig, ihre Einheit wiederherzustellen.

Der Mönch versuchte es mit der Hilfe Ferdinands ; versuchte es mit der osmanischen Pforte ; dann wiederum war es der römische König, auf den er seine Hoffnung setzte.

Ein Segelschiff, das gegen den Wind segelt, zieht eine derart zick-zackige Linie auf dem Wasserspiegel, doch strebt es unentwegt dem Ziel zu.

Die Harmonie des Zieles, der Mittel und der Lage erfuhr eine Störung. Es war nicht mehr wichtig, auf welchem Weg das Ziel erreicht werden könnte. Es galt die Nation wieder mit einem Reifen zu umfassen, um wenigstens die Einheit des Landes jenseits der Theiß bewahren und erhalten zu können, um den Kampf von neuem aufzunehmen — wenn es wieder sein muß !

Ein verzweifelttes Beginnen! Der Mönch wollte die Einheit der ungarischen Nation durch Mittel wiederherstellen, deren Anwendung selbst die noch bestehende Einheit zersetzte. Er führte eine innere Unsicherheit herbei, indem er die Schleusen einander gegensätzlicher Bestrebungen eröffnete.

Das Ziel war der größten Kraftanstrengungen wert. Aber die Persönlichkeit, so riesengroß sie auch war, — mußte bei diesem Versuch naturgemäß erliegen.

Gerade weil er so viel versuchte, verlor er seine Glaubwürdigkeit, und eignete sich nicht mehr dazu, sich selbst und jener Sache gegenüber Vertrauen zu erwecken, die er durchsetzen wollte.

Non omnia possumus omnes.

Die Augenblicksmenschen in der Umwelt des Riesen verstanden ihn nicht. Vielleicht sahen sie selbst das Ziel nicht. Denn die Lebensformen, die die Politik für sie schafft, müssen ihren Maßen angepaßt werden.

Bis eine neue Generation kommt, um die entfallene Fahne wieder hochzuhalten.

OSZK  
Országos Széchényi Könyvtár

# DEUTSCHE DICHTUNG — UNGARISCHES PUBLIKUM\*

VON *BÉLA PUKÁNSZKY*

»Ungarn und Polen sind die Becken, aus denen die Juden, vorgebildet, in den deutschen Organismus des Westens eindringen« — lesen wir in Bd. IV. von Josef Nadlers »Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften«. Es mag wohl sonderbar erscheinen, daß ich meine weitere Betrachtung über die Stellung des ungarischen Publikums zur deutschen Dichtung mit einem Satz über das Judentum eröffne. Allein der geistige Einfluß des Judentums war in der literarischen Geschmacksbildung in Ungarn, sei es, daß diese die deutsche oder die ungarische Dichtung betraf, fast ein Jahrhundert hindurch so übermächtig, entscheidend, daß wir ihn nicht umgehen dürfen, wenn wir über das jeweilige Verhältnis zwischen deutscher Dichtung und ungarischem Publikum in den letzten hundert Jahren ein einigermaßen richtiges Bild zeichnen wollen. (Übrigens habe ich auf diesen Einfluß des Judentums bereits vor fünfzehn Jahren hingewiesen in einer in der »Budapester Philologischen Gesellschaft« vorgelegten Arbeit, so daß ich hier nur die Ergebnisse zusammenzufassen brauche.)

Die jähe Zunahme des jüdischen geistigen Einflusses geht mit dem Aufschwung der periodischen Presse Hand in Hand. Eine solche gab es in Ungarn bereits seit den siebziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts; ihre bis zur Gegenwart fortlaufende Geschichte setzt — wenn wir von den mißglückten Versuchen in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts absehen — bei der ungarischen und deutschen Presse fast gleichzeitig ein. Allein Herausgeber und Mitarbeiter der deutschen Zeitungen und Zeitschriften in Ungarn, die hier als Vermittler deutscher Dichtung an das ungarische Publikum zunächst ins Auge zu fassen sind, waren bis etwa 1830 in überwiegender Mehrheit Deutschungarn, die die Belange des eigenen Volkes und des Staatsvolkes in Einklang zu bringen wußten und auch in der literarischen Geschmacksbildung in der Weise wirkten, wie wir es bei der bürgerlichen Schicht bereits gesehen haben. Dieses überlieferungsfeste Deutschungartum spaltet sich etwa um 1830 in drei Teile: ein Teil geht immer mehr im Ungartum auf, indem er von dem Schwung der ungarisch-nationalen Reformbewegung mitgerissen wird, der andere Teil hält an seinem völkischen Erbe fest, und tritt gegenüber dem Vordringen des Ungartums für die Belange des eigenen Volkstums ein, der dritte Teil schließlich betrachtet zwar die ungarisch-nationalen Reformbestrebungen mit einem gewissen Mißtrauen, enthält sich aber ebenso jeder öffentlichen Tätigkeit, wie die im Ungartum aufgehende Schicht. Da auch das volksbewußte Deutschtum nur wenig aktive Vertreter hat, nimmt die Stelle der in der periodischen Presse bishin tätigen

\* Vgl. Augustheft 1944.

Deutschen in überraschendem Tempo das Judentum ein. Ein Zustrom des Judentums nach der Hauptstadt des Landes beginnt nicht nur aus der Provinz, sondern auch aus Wien, Prag, Berlin, Breslau, Frankfurt, Leipzig und anderen Städten. Das Vordringen des jüdischen Literatentums geht mit einer beängstigenden Schnelligkeit vor sich: noch 1825 mußte Moritz Rosenthal, der erste jüdische Schriftleiter einer deutschen Zeitschrift, der »Iris«, in Ungarn, dulden, daß man sein Blatt als »jüdisches Journal« verspottete, und im Sturmjahr 1848, als infolge der Pressefreiheit Zeitungen und Zeitschriften wie Pilze aus der Erde hervorschoßen, gab es von den etwa 50 Blättern in deutscher Sprache kaum 4 solche, die vollkommen judenfrei waren.

Die jüdischen Literaten hatten in der Ausübung ihrer Tätigkeit keinerlei Hemmungen zu überwinden. Bezeichnend hierfür ist das »Begrüßungsgedicht«, mit dem Moritz Gottlieb Saphir 1839 das von ihm herausgegebene »Pesther Tagblatt« eröffnet:

Geh dien' dem großen Publikum,  
Sei heute klug und morgen dumm,  
Sprich heute viel, sei morgen stumm,  
Geh' heute grad', geh' morgen krumm,  
Sing heut sonor, und morgen brumm.

Sei heute grob und morgen fein,  
Sei heute groß und morgen klein,  
Sag heute »Ja« und morgen »Nein«.

Der Dienst an dem Publikum wurde in der Tat auf eine eigentümliche Weise geleistet. Die jüdischen Literaten treten uns im wesentlichen in drei Typen entgegen, die im großen und ganzen einander auch zeitlich ablösen: der erste Typus vertritt ein liberales Europäertum, in das sich als gefällige Dekoration zuweilen auch ungarisch-nationale Züge mischen. Als Träger dieses Typus sei das schon erwähnte berühmte »Pressereptil«, Moritz Gottlieb Saphir genannt, der 1844 in Pest einen Humoristenabend hält, und dabei dem Ungartum in billigster Weise schmeichelt, um dadurch einträglichere Geschäfte zu machen; der zweite Typus geht äußerlich völlig im Ungartum auf und sichert sich dadurch in dem ungarischen öffentlichen Leben eine glänzende Karriere; als Beispiel sei Max Falk genannt, der Mitglied des ungarischen Magnatenhauses wird und als Schriftleiter des »Pester Lloyd« drei Jahrzehnte hindurch auch der ausländischen Öffentlichkeit gegenüber gleichsam Ungarn vertritt; dem dritten Typus schließlich wird der ungarischen Lebensrahmen zu eng: er zieht in das Ausland, meist in eine Millionenstadt des Westens, und sichert sich als Zivilisationsliterat einen glänzenden Lebensunterhalt, und besinnt sich auf sein Judentum und verschafft sich durch Anschluß an die zionistische Bewegung Geltung. Nur wenigen ist bekannt — um auch hier Beispiele anzuführen, — daß die beiden Führer der zionistischen Bewegung, Theodor Herzl und Max Nordau, von der ungarischen Landeshauptstadt aus ihren Weg in die große Welt antraten.

In einem aber waren diese drei Typen jüdischen Literatentums vollkommen einig, daß sie dem ungarischen Publikum ihr eigenes geistiges Wertsystem aufzwingen und es zielbewußt mit allen ihnen zur Verfügung

stehenden Mitteln der Überredungskunst zur Geltung brachten. Wir verfolgen hier zwar zunächst die Entwicklung der deutschsprachigen Presse in Ungarn, die zur Vermittlung deutscher Dichtung vor allem berufen gewesen wäre, da aber bald auch die allerdings etwas langsamer Verjudung der ungarischen Presse begann, gab es zwischen deutschen und ungarischen Blättern in dieser Hinsicht kaum einen Unterschied. Der Gleichklang in der Vermittlung deutschen Schrifttums dem geistigen Wertsystem des Judentums Geltung zu verschaffen, war somit vollkommen gesichert.

Die erste Generation der jüdischen Literaten pflegte innige Beziehungen zum sogenannten Jungen Deutschland und den diesem nahestehenden Schriftstellern. Ihre eigentlichen bewunderten Vorbilder waren Heine und Börne, die sie nicht nur in ihrer Schriftstellerei, sondern auch in ihrem Leben nachzuahmen trachteten. Alles was deutsch war, lehnten sie leidenschaftlich ab und verdeckten ihren Deutschenhaß mit billigen ungarisch-nationalen Phrasen. An sie knüpfen sich zum guten Teil die goethefeindliche Bewegung in Ungarn, die Skandale im Pester deutschen Theater und andere bedauernswerte Kundgebungen gegen das deutsche Bürgertum der Städte.

Die folgenden Generationen der jüdischen Literaten sind zwar weniger einseitig orientiert, dafür aber umso wirksamer in der Vermittlung der ihnen wesensgemässen geistigen Produkte. Betrachten wir den »Pester Lloyd«, der ja das Mittlertum zwischen deutscher Geistigkeit und Ungarn seit seiner Gründung 1854 immer lauter für sich beanspruchte, sowie die anderen, mehr für das Kleinbürgertum bestimmten deutschen Blätter der ungarischen Hauptstadt, so kann das Schrifttumsmaterial, das durch diese etwa bis zum Weltkrieg dem Ungartum zugeführt wurde, in vier Kategorien geteilt werden. Zunächst wird jüdische Zivilisationsliteratur in eingehenden und anerkennenden Besprechungen empfohlen, durch Proben, Auszüge und Nachdrucke verbreitet; alle Variationen dieses Schrifttums von den seichten Nachzüglern des Realismus über die tränen-seligen Dekadenten des Jahrhundertendes und die Seelenanalytiker des Wiener Impressionismus bis zu den Sturmböcken der Ausdruckskunst finden in der Presse ungehörig lauten Widerklang und zudringliche Fürsprecher. Es wäre recht aufschlußreich, das literarische Material der in Ungarn erscheinenden Blätter von diesem Blickpunkt aus eingehend zu behandeln.

Einen breiten Raum nehmen in den literarischen Referaten der Zeitungen auch die billigen Produkte des Unterhaltungsschrifttums ein. Diese vom Strome der Zeit getragene literarische Maßenware war auf das Publikum insofern von heillosen Wirkung, als sie dessen Geschmack völlig verbildete und es für echte Dichtung unempfänglich machte. Von Lesern, die bestenfalls in den Romanen der »Gartenlaube«, in den Liebesgeschichten der Nathalie Eschtruth, der Marlitt oder Courts-Mahler die Vollendung der Poesie sahen, konnte man in der Tat kein besonderes Verständnis für Gottfried Kellers »Grünen Heinrich«, für die Romane und Novellen Stifters, Raabes und Storms erwarten.

Nicht weniger aufschlußreich ist das von den Zeitungen dem ungarischen Publikum empfohlene Schrifttum popularwissenschaftlicher Art. Von den Schriften Büchners und Vogts an werden alle Abwandlungen des

geschichtlichen und ungeschichtlichen Materialismus, Kampfschriften gegen Religion, Familie, Ehe und sonstige sog. überholte Bindungen, revolutionäre Auseinandersetzungen über das Sexualleben, Aphorismen über die Vorurteile der Gesellschaft und Plaudereien über freie Liebe dem bildungsbedürftigen Leser als besonders »moderne« und »zeitgemäße« Lektüre dargeboten.

Schließlich wird dem ungarischen Publikum in bescheidenem Maße auch echte deutsche Dichtung zugeführt ; wenn indessen in den Zeitungen vereinzelt Aufsätze über G. Keller, C. F. Meyer, Th. Fontane, Richard Dehmel, G. Hauptmann, R. M. Rilke und andere Dichter erscheinen, so ist dies wenigstens zum Teil den Bemühungen einiger tüchtiger Verleger zu verdanken, die einzelne Werke dieser meist in verschiedenen Romanreihen auch in ungarischer Übersetzung herausgaben.

Es mag wohl sein, daß ich mit etwas grellen Farben malte, allein ich hatte in einer kurzen Zusammenfassung nicht auf Einzelnes, sondern auf das Ganze, auf die großen Zusammenhänge Rücksicht zu nehmen. Gewiß gab es Gegenströmungen nicht nur in den größeren Provinzstädten, sondern auch in der Landeshauptstadt. Allein sie vermochten sich gegen den herrschenden geistigen Einfluß des Judentums nicht durchzusetzen. Selbst wenn man einmal gezwungen war, einem wirklich deutschen Dichter dauerndere Aufmerksamkeit zu schenken, wurde sein Werk vielfach im Sinne des herrschenden Wertsystems mißdeutet oder entstellt. Besonders lehrreich in dieser Hinsicht ist die Aufnahme G. Hauptmanns in Ungarn. Sie hat wohl zum guten Teil Begleiterscheinungen, denen wir auch in der deutschen Öffentlichkeit begegnen, aber doch auch manche Züge, die durch die eigenartigen ungarischen Verhältnisse bedingt sind. Daher sei es gestattet, die Stellung des ungarischen Publikums zu Gerhart Hauptmann etwas eingehender zu behandeln. Als Unterlagen mögen die ungarische Bühnengeschichte seiner Dramen, die Übersetzungen und Besprechungen seiner Werke in ungarischen und ungarländischen deutschen Zeitschriften dienen.

Die äußere Bühnengeschichte der dramatischen Werke Hauptmanns in Ungarn zeigt, daß er auf dem ungarischen Theater seit mehr als vier Jahrzehnten gespielt wird und stets zunehmendem Interesse begegnet. Bereits 1895 werden »Die Weber« im Sommertheater aufgeführt, dessen Leiter, Ignaz von Krecsányi, durch die Aufführungen des »Fuhrmann Hentschel« und »Hanneles Himmelfahrt« in Szeged, Preßburg und Temesvár auch das Publikum der größeren ungarischen Provinzstädte mit dem deutschen Dichter bekannt macht. Das Nationaltheater eröffnet 1897 die Reihe seiner Hauptmannvorstellungen mit »Kollege Crampton« dem in raschem Nacheinander wieder »Hanneles Himmelfahrt« und »Rose Bernd« folgen. Den bedeutendsten Erfolg hat die köstliche Diebskomödie »Der Biberpelz«, die dreimal neuinstudiert wird, und weitaus die meisten Aufführungen erlebt. Die neue, der Romantik und Symbolik nahestehende Stilrichtung Hauptmanns gelangte zuerst durch die dramatische Skizze »Elga« im Thalia-Theater vor das ungarische Publikum. Dieses war der schon abgebrauchten Requisiten des Naturalismus ziemlich überdrüssig geworden und griff gierig nach der dramatisierten Novelle Grillparzers, so daß das Stück, das auch dem Spielleiter dankbare Möglichkeiten bot,

zweimal neuinstudiert werden mußte und auf der Kammerbühne des Nationaltheaters noch zu Beginn der dreißiger Jahre dauernden Beifall fand. Die Aufführungen anderer, sog. neuromantischer Werke Hauptmanns in Ungarn zeugen zwar nicht immer vom sicheren Geschmack der Theatermänner, aber doch von dem guten Willen, das Werk des Dichters möglichst nicht einseitig dem Publikum zugänglich zu machen, das stets mehr nach ihm verlangt und für dessen beste Schicht er fast schon als Klassiker gilt. Die »Winterballade« wirkt 1920 durch die eigenartig stilisierte Ausstattung als Bühnensensation, wird in Budapest fast dreißigmal von Tag zu Tag gespielt, und setzt ihre Bühnenlaufbahn im ungarischen Theater zu Kolozsvár (Klausenburg) mit ähnlichem Erfolg fort. Viel weniger Verständnis bringt man dem reizvollen Glashüttenmärchen »Und Pippa tanzt« entgegen, obwohl dessen erste ungarische Aufführung in Kolozsvár an sich als respektable Leistung gewertet werden muß, da im Minderheitenschicksal des Ungartums auch das Theater mit erhöhten Schwierigkeiten zu kämpfen hatte; noch mehr Anerkennung hätte die fein nachfühlende, dichterisch hochwertige Übersetzung der »Pippa« von Koloman Harsányi verdient, in der das Stück 1936 auf der Studienbühne des Nationaltheaters in Szene ging. Tief zu bedauern ist auch, daß die am schönsten ins Ungarische übersetzte Bühnendichtung Hauptmanns, »Die versunkene Glocke«, in der sprachgewaltigen Übertragung des siebenbürgisch-ungarischen Lyrikers Ludwig Áprily erst vor zwei Jahren und nur durch den Rundfunk vor das Publikum kam. Zoltán Ambrus, der von den Leitern des Ungarischen Nationaltheaters dem dichterischen Kunstwerk zweifellos am nächsten stand, bereitete die Inszenierung mit liebevoller Sorgfalt vor. Doch bevor sie fertig wurde, mußte er seine Stelle verlassen; nach seiner Abdankung wurden auch die Vorbereitungen zur Aufführung der Künstlerkomödie »Peter Brauer« für immer abgebrochen, nachdem das Stück vorher bereits auch der Landessenat für Schauspielwesen abgelehnt hatte. Die nächste ungarische Erstaufführung, »Kaiser Karls Geisel« im Nationaltheater fand auch nur in den geistig anspruchsvolleren Kreisen Anklang. Ein echter Publikumerfolg war dagegen »Vor Sonnenuntergang« im Lustspieltheater beschieden; das Werk ging 1932 von Abend zu Abend über fünfzigmal in Szene; allerdings hatte an dem Erfolg der Darsteller der Hauptrolle wesentlichen Anteil, aber auch das Stück selbst hat seine Zugkraft bis heute ungebrochen bewahrt, wie dies die Neueinstudierungen zeigen. Rechnen wir noch die Aufführung der »Iphigenie in Delphi« im Nationaltheater hinzu, so haben wir das Bild der ungarischen Bühnengeschichte von Hauptmanns Dramen in großen Zügen gezeichnet. Freilich nur in großen Zügen, da der Spielplan der Privat Bühnen und besonders der Provinzbühnen schwer erfassbar war. Dieses Bild zeigt dem dramatischen Gesamtwerk des Dichters gegenüber wohl manche Mängel, ist aber im Großen und Ganzen doch günstig, besonders wenn man daran denkt, daß auf französischen Bühnen viel weniger Stücke gespielt wurden.

Weniger befriedigend scheint die Verbreitung der Prosaepik Hauptmanns durch ungarische Übersetzungen zu sein. Diese erscheinen erst nach dem Weltkriege, dann aber in rascher Folge. Bezeichnenderweise eröffnet ihre Reihe »Der Ketzer von Soana«, der offenbar die meisten

ungarischen Leser fand, da er zweimal übertragen wurde. Der Meister-novelle folgt der Roman »Atlantis«, der »Phantom«, der »Griechische Frühling«, dann auffallenderweise die novellistische Studie der Jugendjahre, »Bahnwärter Thiel«, und schließlich »Der Dämon«. Eine stattliche Reihe also, wenn darin auch manches Wesentliche, vor allem »Der Narr in Christo Emanuel Quint« fehlt.

Die äußeren Tatsachen können also im Großen und Ganzen als befriedigend bezeichnet werden. Weniger erfreulich ist, daß Hauptmann in Ungarn noch stärker als in Deutschland zum politischen Tagesdichter radikaler, ja marxistischer Prägung erklärt wurde. Wohl hatte hieran das politische Geschrei um seine Erstlingsdramen und seine unselige Beschlagnahme von der Sozialdemokratie in Deutschland selbst wesentlichen Anteil, entscheidend aber war doch die Stellungnahme der radikalen, unter jüdischem Einfluß stehenden Presse, die Hauptmann einfach als ihren eigenen revolutionären Dichter bezeichnete. Durch diese Stellungnahme kam es gleich bei den ersten Aufführungen der »Weber« im August 1895 zu leidenschaftlichen parteipolitischen Kundgebungen, ja Tumulten. Am zehnten Abend wohnte der Vorstellung der »Weber« auch der damalige Ministerpräsident, Baron Desider Bánffy bei, der den nächsten Tag den Leiter des Theaters zu sich rief, und das Stück vom Spielplan nehmen ließ. Allein die durch die Presse aufgereizte Öffentlichkeit konnte durch dieses Verbot nicht erledigt werden; sie trat nun offen mit der Forderung hervor, die Werke Hauptmanns auf den ungarischen Bühnen zu sehen und bedachte vor allem den »rückständigen« und »lebensfremden« Spielplan des Nationaltheaters reichlich mit beißendem Spott. Zur Beruhigung der aufgeregten Gemüter entschloß sich endlich die Leitung des Nationaltheaters zur Aufführung des »Kollegen Crampton«, der ja in keiner Richtung eine politische Angriffsfläche bot. Allein statt der erwarteten Beruhigung kam eine gesteigerte Entrüstung: »Kollege Crampton« sei kein echter Hauptmann, ja er entwürdigte diesen geradezu — hieß es nun in den neuen Anfällen gegen das Nationaltheater. Dieses Ansicht kam auch in der Interpellation zum Ausdruck, die der linksradikale, jüdische Abgeordnete Viktor Pichler im Parlament am 21. Februar 1900 an die damals oberste Behörde des Nationaltheaters, den Minister des Inneren richtete. »Von dem größten deutschen Dramatiker« — sagte er — »spielt man Kollege Crampton, wo doch die ganze Welt weiß, daß dies sein schwächstes Stück ist, das nirgends mehr als ein-zwei Vorstellungen erlebte. Hannele mußte dagegen in einem Vorstadttheater gegeben werden! Und wo sind Einsame Menschen, Der Biberpelz, Fuhrmann Henschel — oder die anderen Werke, die zu den größten Schöpfungen der modernen Dramatik gehören?«

Die Antwort des Ministers, der mit Recht auf den beispiellosen Erfolg des »Kollegen Crampton« verwies, an dem doch wohl auch der Dichter einen Anteil hätte, war belanglos. Das Wesentliche, und — man darf hinzufügen — fast Verhängnisvolle war, daß Hauptmann vor der ungarischen Öffentlichkeit zum Dichter der linksradikalen Parteien erklärt wurde. Die Stellungnahme für oder gegen ihn galt zugleich als politisches Bekenntnis. Die hie und da ihre Stimme erhebende konservative Kritik schwieg über ih entweder ganz, oder tat ihn als Schädling ab, der die

Maßen gewissenlos aufreize und in dessen Stücken nur Schmutz und Unflat zu finden seien. Die radikale Kritik dagegen verherrlichte ihn maßlos, freilich immer weniger als Dichter, denn als Vorkämpfer und Apostel der sozialen Gerechtigkeit, wobei man immer wieder auf dieselben Werke hinwies, in denen die soziale Tendenz tatsächlich zu finden war, oder in die diese ohne Schwierigkeit hineingedeutet werden konnte. Auf diese Weise entstand ein parteipolitisch entstelltes und vereinseitigtes Bildnis des Dramatikers Hauptmann, das mit einer sonderbaren Zähigkeit fast zwei Jahrzehnte hindurch fortlebte, und das stillschweigend auch die konservative Kritik und Dichtung, die von dem Dichter allmählich doch Kenntnis nehmen mußte, übernommen hat. Nichts ist bezeichnender hierfür, als daß der bedeutende impressionistische Lyriker, Gyula Juhász, in seinem Sonett »An Gerhart Hauptmann« den Dichter noch zu Beginn der dreißiger Jahre als den großen Sprecher sozialen Mitleids feiert. Dieses starre Festhalten an dem politisch vereinseitigten Bildnis erklärt uns vor allem, warum sich der ungarische Spielplan der Dramen Hauptmanns nur langsam und schwer erweitert. Es war eben leichter, nach Stücken zu greifen — »Fuhrmann Henschel«, »Der Biberpelz« — die man ohne besondere Schwierigkeiten dem Naturalisten und Sozialrevolutionär zuschreiben konnte, als Neues zu bringen.

Aber auch nachdem man nicht mehr an der Wahnvorstellung festhalten konnte, daß Hauptmann ein Dichter des Sozialismus in marxistischem Sinne sei, entgeht er nicht der Mißwertung im Sinne des herrschenden geistigen Wertsystems. Plötzlich zieht man eine strenge Grenze zwischen Theater und Dichtung, und spielt den »naturalistischen Theatraliker« gegen den »neuromantischen Dichter« aus, der freilich bald Artur Schnitzler, bald Franz Werfel an die Seite gestellt wird. Gelegentlich der Aufführung von »Kaiser Karls Geisel« im Nationaltheater wendet sich ein führender Kritiker mit einer Art von Mahnrede an die ungarischen Dramatiker: hier sei endlich das Vorbild geboten zu einem geschichtlichen Drama, in dem es keine »Haupt- und Staatsaktion«, weder Mord noch Waffengeklirr gebe, das uns aber eben darum wesensgemäß sei, wie ja Hauptmann die Stoffe seiner besten Schöpfungen stets der Geschichte, den Sagen und Märchen entnahm. Freilich habe er — heißt es schließlich in der Kritik — in seinen letzten Werken aus der Erneuerung der Geschichte durch Emil Ludwig und Stefan Zweig bedeutsame Anregungen empfangen. Auf diese Weise erhält die ungarische Öffentlichkeit wieder ein vereinseitigtes Zerrbild des Dichters, das allerdings durchaus anders eingestellt, aber den Tendenzen der unter jüdischem Einfluß stehenden Kritik ebenso wesensgemäß ist, wie das den jungen Sozialrevolutionären.

Die Aufnahme und Beurteilung Gerhart Hauptmanns in Ungarn zeigt zugleich, daß die den literarischen Geschmack bestimmende Kritik an ihren Maßstäben und an ihrem geistigen Wertsystem auch nach dem Weltkrieg festhält. Dies ist nun umso gefährlicher, als sich jetzt infolge der Waffenbrüderschaft mit dem Deutschen Reich breite, bisher dem deutschen Geist völlig fernstehende und auch der deutschen Sprache nicht mächtige Maßen der deutschen Dichtung zuwenden, und Werke deutscher Dichter lesen wollen, woraus sich die dringende Notwendigkeit

der Herausgabe von Übersetzungen ergibt. Die Verleger lassen denn auch die lebhafteste Nachfrage nach Büchern deutscher Autoren sich bald zugute kommen, und eine Reihe von Übersetzungen erscheint. Unter diesen findet sich gewiß auch manches Wertbeständige, u. a. einige kleinere Prosawerke Goethes. Allein den Büchermarkt beherrschen auch weiterhin die Größen, die von der Kritik in den Vordergrund gestellt werden: St. Zweig, G. Kaiser, V. Baum, Fr. Werfel, Lion Feuchtwanger, Felix Salten, E. M. Remarque, E. Ludwig, J. Wassermann und noch eine stattliche Gruppe von Verfallsschriftstellern.

Eine wesentliche Besserung trat erst in den letzten vier Jahren ein: Gedichte von Novalis, Hölderlin, C. F. Meyer und R. M. Rilke erschienen teils in doppelsprachigen Ausgaben, teils in sauberen, stilgemäßen Übersetzungen; E. Th. A. Hoffmanns »Die Elixire des Teufels«, Goethes »Wahlverwandtschaften«, Hans Carossas »Kindheit und Verwandlungen einer Jugend« fanden gerade in den rein ungarischen Städten jenseits der Theiß auffallend guten Absatz; mit Freude wurden auch die Gaben der Deutsch-Ungarischen Gesellschaft in Berlin, »Spiegel das Kätzchen« von G. Keller und »Die Judenbuche« der Annette von Droste-Hülshoff begrüßt. Und diese Beispiele könnten vervielfältigt werden.

Allein es steht noch eine gewaltige Arbeit vor uns. Der Krieg und seine Folgen erwecken heute wieder das Verlangen breiter Massen nach deutscher Dichtung und der Aufgabe, die zunehmenden Bedürfnisse zu befriedigen, dürfen uns vor allem wir, Deutschlehrer nicht entziehen. Unsere Aufklärungsarbeit hat in der Schule zu beginnen; die neuorientierte Erweiterung des Stoffes in unseren umgearbeiteten Schulbüchern ist bereits ein bedeutsamer Schritt, dem unschwer auch die richtige Auswahl folgen kann. Allerdings ist diese zunächst durch die Persönlichkeit des Lehrers bedingt. Aber auch außerhalb der Schule kann der Deutschlehrer wirksame Aufklärungsarbeit leisten, indem er in Aufsätzen und Vorträgen den Sinn für echte deutsche Dichtung erweckt und so Mißtrauen und Unverständnis des Publikums überwindet. Vor allem aber soll und kann die bisher vielfach als niedrige Erwerbsarbeit betrachtete und ausgeübte Übersetzertätigkeit durch uns veredelt und auf den Stand gebracht werden, der ihr gebührt. Der wahre Dichter wirbt selbst für sich, wenn er erst unserem Publikum zugänglich gemacht wird; dazu bedarf es vor allem auch unserer Anteilnahme.

Somit harren unser noch große Aufgaben. Um sie erfüllen zu können, müssen wir fest an unsere gemeinsame Zukunft und an den hohen Auftrag glauben, den uns unser Beruf erteilt. Auch dies ist im wesentlichen ein Fortschrittsglaube, wenn auch nicht in jenem naiven Sinne der Aufklärung, von dem die ehrlichen Brückenbauer zwischen Deutschtum und Ungartum um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts durchdrungen waren. Aber auch wir müssen an den Fortschritt glauben, denn wenn wir den Ertrag der deutsch-ungarischen geistigen Begegnungen in einem Worte zusammenfassen wollen, so ist gerade auch dieses Wort Fortschritt, freilich nicht als Schlagwort der politischen Tagesstimmung, sondern als »Weiterschreiten« in jenem edelsten Sinne, wie es Faust an seinem Lebensabend der auf ihn eindringenden Sorge entgegenruft, ein Weiterschreiten, in dem der immer strebende Mensch Qual und Glück findet.

# UNGARISCHE KERAMIKER IM AUSLAND

VON PAUL VOIT

Die Erforscher der ungarischen Kultur- und Kunstgeschichte erachteten es stets für eine besonders wichtige Aufgabe, die Tätigkeit der Auslandsungarn zu erhellen. Es ist dringende Pflicht des Forschers, jene Künstler und Handwerker aus dem Dunkel der Vergessenheit in das Bewußtsein der Nation zu heben, die einst mit ihrem Schaffen und ihren Werken dem ungarischen Namen Ehre machten.

Obwohl die Keramik nicht in jenem Sinne des Wortes ein nationales Kunsthandwerk genannt werden kann, wie es die ungarische Goldschmiedekunst, das Textilgewerbe, oder aber die weltweit berühmten ungarischen Lederarbeiten waren, scheint die Erforschung der ausländischen Tätigkeit jener Keramiker, die aus Ungarn stammten oder hier lernten, dennoch eine dankbare Aufgabe zu sein. Unter den Keramikern, die im 18—19. Jahrhundert in den fabrikmäßigen ungarischen Betrieben tätig waren, gibt es in so großer Anzahl ausländische Meister, daß — um ein richtiges Bild zu gewinnen — auch der Gegenseite, der in anderen Ländern arbeitenden ungarischen Keramiker, gedacht werden muß.

Die kennzeichnend internationale, boheme Gesellschaft der Keramiker, Künstler, der technischen Fachmänner und Handwerker der Fayence- und Porzellanmanufakturen des 18. Jahrhunderts und der Steingutfabriken, die nach dem Vorbild des englischen Wedgwood entstanden, bildeten in der starren Gesellschaft der Zeit eine farbige und lebendige Gruppe. Es ist uns bekannt, daß z. B. in Nagymarton ein äußerst reges Leben herrschte: der Leiter der dortigen Steingutfabrik organisierte aus seinen Mitarbeitern und Handwerkern eine Musikkapelle, die der ewig heiteren Gesellschaft bei ihren Unterhaltungen aufspielte. Die Maler, deren Aufgabe es war, die Gefäße mit kleinen Landschaftsbildern und Szenen zu schmücken, die Bildhauer, die die Modelle der Figuren und Gruppen verfertigten, die Chemiker und Arkanisten, mit ihrem geheimnisvollen Wissen um die Kniffe des Herstellungsverfahrens, aber auch jene, denen das einfache Handwerk oblag: die an der Töpferscheibe beschäftigt waren, den Schmelz rührten, den Brennofen bedienten und Töpfermeister aller Art, bildeten eine geschlossene Welt für sich. Nicht selten wurden auch die einfacheren Handwerker aus den Hainen der Kunst in den Alltag des Handwerkes verschlagen, und standen flügelhahnen Adlern gleich an den Werktschen der Arbeitsräume, von der gärenden Unruhe der Künstlerseelen erfüllt. Die Wanderlust, die für die Vertreter dieses Kunstgewerbes auf dem ganzen Kontinent kennzeichnend war, läßt sich durch den Freiheitsdrang, das unruhige Blut und die Unternehmungslust der Keramiker erklären. Die ganze Welt stand ihnen offen: Meister kamen und gingen, schlossen Verträge und lösten sie, führten neue Herstellungsverfahren ein und machten neuen Geschmack

zur Mode. Dies ist leicht zu verstehen, waren doch die Besitzer der Fabriken und Manufakturen in den meisten Fällen Fürsten oder wenigstens recht wohlhabende Leute, die die von weither kommenden, an Erfahrung reichen Keramiker, Wissener um Fabriksgeheimnisse stets und überall mit offenen Armen empfingen, da man durch ihre Mitwirkung den Aufschwung der Fabrik, die Vermehrung des Ruhmes und Einkommens erhoffte.

Wir sind im Besitz von Angaben bereits aus dem 17. Jahrhundert über ungarische Töpfermeister, die im Ausland arbeiteten. Gleichzeitig mit John Dwight, der in England 1671 angeblich einen porzellanähnlichen Stoff entdeckte, war auch ein ungarischer Keramiker tätig. Ruprecht von der Pfalz ließ während seines Aufenthaltes in England einen ungarischen Töpfermeister zu sich kommen, der nach den Aufzeichnungen aus einem kreideweißen Erdgemenge ein Erzeugnis brennen konnte, das dem durchsichtigen chinesischen Porzellan ganz ähnlich war.

Die vorzüglichen Vertreter der ungarischen Keramik, die Habanen, waren wegen ihrer internationalen Beziehungen überall bekannt. Besondere Beachtung verdient ein Habane namens Odler, der nach den Niederlanden auswanderte, und den das Verlangen, das Geheimnis der Herstellung des Porzellans ausfindig zu machen, weit nach dem Osten verschlug. Angeblich soll er auch in China herumgekommen sein.

Nachdem Böttger in Meißen das Porzellan wieder entdeckt hatte, und in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts auch in Wien eine Porzellanfabrik entstand, wurde auch die Anteilnahme des Ungartums auf diesem Gebiet viel reger. Nicht nur, daß die geeignete Tonerde aus Ungarn geliefert wurde, auch die Anzahl der beschäftigten ungarischen Arbeiter war beträchtlich. Vorläufig sind nur die Familienbeziehungen Josef Leitners, des geistreichen Arkanisten (Chemikers) bekannt. Indessen verdankte die Wiener Porzellanfabrik ihre Konkurrenzfähigkeit, ihren Ruhm nicht in letzter Linie dem großen Absatzgebiet, das sich ihr durch den Kunstsinn des Adels und der Bürgerschaft in Ungarn erschloß.

Viel enger noch als die Beziehungen Ungarns zu der Wiener Porzellanfabrik waren die zur kaiserl. und kön. Fayencefabrik in Holics. Da Holics auf geschichtlich großungarischem Boden lag, stand es durch die Fundorte der Tonerden, das Absatzgebiet, und die dort beschäftigten Habanen mit dem ungarischen Gewerbe in engster Verbundenheit. Auch die Gründer, Leiter und Künstler der kleineren ungarischen Fayencefabriken stammten aus Holics. Unter diesen ragen die Mitglieder der Familie Germain, die französischer Herkunft ist, weit hervor. Alexander Mihalik wies nach, daß Caspar Germain von Holics nach Faenza auswanderte, wo er der Leiter der Fayencefabrik Ferniani wurde. Indessen nahm er auch an der Porzellanerzeugung in Faenza regen Anteil, indem er den dortigen Meistern das Farbenmischen lehrte; auch entwarf er den Plan eines Ofens zum Brennen gefärbten Porzellans. Damit trat Caspar Germain in die Reihe jener Meister, die im Ausland der ungarischen Keramik Ruhm und Ehre verschafften.

1810, zur Zeit der Franzosenkriege wissen wir in der Ludwigsburger Porzellanfabrik von einem Malermeister Germain. Bei dem Mangel an Angaben läßt sich nicht feststellen, ob es sich um den Maler Josef Ger-

main handelt, den wir in den dreißiger Jahren in der Steingutfabrik von Frain finden. Hier führte er als Neuerung die Verzierung der Kacheln durch Druckformen ein. Er war es, der 1832 für ein mehrfarbiges Druckverfahren unter dem Schmelz nach englischer Methode, »für die Entdeckung des Geheimnisses« von der Fabrik ausgezeichnet und belohnt wurde, 1838 aber für die Entdeckung der rosenroten Farbe einen außergewöhnlichen Ehrenpreis erhielt.

Wir haben Kunde von Meistern, die in der Blütezeit der Fayencefabrik von Holics die Muster und technischen Eigenheiten der hervorragenden ungarischen Fabrik mit sich nahmen und in der Fremde anwendeten. Es ist bekannt, daß Josef Fiala, Feinmaler von Holics, 1788 nach Proskau ging, Karl Winckler aber, der in Futak bei Pétervárad tätig war, 1787 in Holics um eine Anstellung einkam, mit der Berufung darauf, daß er dort gelernt hatte. Winckler verpflichtete sich 1788—89 nach Mährisch-Weißkirchen, wo er in der Fayencefabrik des Fürsten Dietrichstein tätig war. Von Johann Buchwaldt, der noch 1754 als Modelleur in Holics arbeitete, ist uns bekannt, daß er 1748 in Höchst, später in Fulda, in den sechziger und siebziger Jahren aber als der Leiter der schleswig-holsteinschen Fabriken in Stockholm tätig war.

Außer Holics liefern auch kleinere ungarische Hafnereien fleißige Arbeiterhände zum Aufschwung des ausländischen Tonerdengewerbes. Josef Fürpaß, aus Nagymarton gebürtig, der von 1766 in der Zunft der Znaimer Töpfer eine bedeutende Rolle spielte, wurde 1765 zum Zunftmeister, und sein Verbleiben dort ist bis 1788 nachweisbar. 1778 trat Ignaz Graf, gleichfalls aus Nagymarton, »ein haffner Meister aus Ungarn« in die Hafnerzunft in Znaim ein.

Unter den ungarischen Keramikern, die Ungarn verließen und in der Fremde ihr Glück versuchten, ist zweifellos die Laufbahn von Franz und Michael Mezer die glänzendste. 1783 gründete Fürst Josef Czartoryski im wolhynischen Korzec eine Fayencefabrik. Die Gebrüder Mezer, die der Fürst zu Leitern seiner Fabrik berief, sind vermutlich französischer Abstammung, nach den Aufzeichnungen polnischer Fachleute aber waren sie aller Wahrscheinlichkeit nach aus Ungarn nach Polen gewandert. Die Gebrüder Mezer befaßten sich später auch mit der Herstellung von Porzellan. Es ist bekannt, daß Katharina II. für ein prunkhaft bemaltes Kaffeeservice aus Porzellan 100 Dukaten bezahlte, und Franz Mezer zum Zeichen ihrer höchsten Anerkennung eine goldene Dose mit ihrem Emailbildnis schenkte. Als Graf Zamoyski 1794 in Tomasov eine Fayence-, Porzellan- und Steingutfabrik gründete, berief er zur Leitung dieser Franz Mezer. Die Fabrik bestand bis 1846 und versah ihre Erzeugnisse zum Teil mit der Marke »Mezer«, zum Teil mit »Tomasov«. Franz Mezer gründete 1804 selbst eine Fabrik in Baranovka, die in den Jahren 1813—14 als die Fabrik von »Mihael de Mezer« verzeichnet ist, und um diese Zeit hundert Arbeiter beschäftigte. 1820 übernahmen die Söhne die großangelegte Manufaktur, die bis 1845 im Besitz der Familie blieb. Dieser Betrieb war die größte Porzellanfabrik Polens, deren Fabrikmarke bis 1805 »Baranovka«, um 1825 der russische Adler, später »F.S.I.K.D.M.«, schließlich aber »Mezera« in Verbindung mit dem entweder russisch oder polnisch geschriebenen Ortsnamen waren. Der eine von den Brüdern

gründete um die Wende des 18—19. Jahrhunderts in Prosovice, dem Gouvernement Kielce eine Porzellanfabrik, deren Marke der eingeprägte oder gemalte Buchstabe »P« war.

Die Namen der hier angeführten Keramiker sind ausnahmslos nicht-ungarische Familiennamen. Eine Analyse der Namen in der ungarischen Kunstgeschichte wäre indessen zwecklos. Den schlagenden Beweis hierfür liefert jenes Fayencegefäß, das in Wels, in der Kizbergerschen Manufaktur hergestellt wurde, und das der erste Arbeiter des Betriebes folgendermaßen zeichnete: »Josef Ber, ein Ungar«, — ein Zeugnis dafür, daß der Name nicht immer mit dem Gemeinschaftsbewußtsein übereinstimmt.

Der Gefälligkeit des Kunstsammlers Dr. Seiberl und der des Leiters des Wiener Institutes für Denkmalpflege ist es zu verdanken, daß wir auch ein anderes Stück aus der Welser Kizberger-Manufaktur anführen können. Auch dieses Fayencegefäß zeugt von der Kunst eines ungarischen Meisters, der in die Fremde auswanderte, indem es den uns von Holics aus wohlbekannten Namen »Germain« trägt. Um welchen Germain es sich hier handelt, läßt sich einstweilen nicht feststellen. Tatsache aber ist, daß der Besitzer des Betriebes sich um 1770 mit der Herstellung von Gefäßen nach dem Muster Holics befaßte. Dies fällt mit dem Aufenthalt Germains in Wels zusammen. 1770 finden wir in dem Rezeptbuch der Fabrik die Aufzeichnung über die Entdeckung des Geheimnisses einer schönen roten Farbe, des »Rubinglases«, eingetragen. Die Erfindung gelangte gelegentlich durch Vermittlung Germains nach Wels. Kizberger verdankte auch Keramikern italienischer Abstammung eine Menge von Neuerungen, u. a. Jakob Pisotti aus Riedenburg und der Salzburger Werkstatt Moser-Pisotti; er beschäftigte Hafnermeister aus Ungarn, Böhmen, Bayern und anderen Ländern.

Sowohl von den Germains, als auch von Josef Ber wissen wir, daß sie sich zum Ungartum bekannten. Wenn wir dies auch in den anderen Fällen nicht nachweisen können, so hoffen wir dennoch, daß unter den Trägern der angeführten fremden Namen auch in der Fremde ein ungarisches Herz klopfte. Diese Folge von Namen bezeugt, daß die ungarische Kunst auch unter ungünstigen Verhältnissen, in den Jahrhunderten, als das ungarische Gewerbe unterdrückt wurde, regen Anteil an der Entwicklung des europäischen Kunstgewerbes nahm.

# PHILOSOPHIE DES WEINES

VON BÉLA HAMVAS

## 1.

Wäre das östliche Blut im Ungartum noch stärker, so hätte auch der Wein in Ungarn eine Dichtung, wie der Tee in China, dieses heilige Getränk der Chinesen, der chinesische Dionysos. Große und schöne Werke, herrliche Dichtungen würden von allen Weinlandschaften und allen Weinsorten erzählen. Man hätte über die Vorzüglichkeit des leichten, hellen, dünnflüßigen Weines von Kecske-mét geschrieben, der einen anmutet, als würde er frisch und kühl aus einem schäumenden, etwas säuerlichen Quell hervorsprudeln. Gedichte würden die etwas herbe, mineralhaltige, halbschwere Wildheit des Weines von Eger obpreisen. Ein ganzer Sagenkranz würde Szekszárd seines sanften, geschmackreichen, ruhigen und beruhigenden Weines wegen umgeben. Und um die duftende, anmutige, weltliche Feinheit des Weines von Domoszló nicht zu vergessen! Und die warme, seltene Milde des Rebensaftes von Villány!

Doch sind hier vor allem Badacsony, Tokaj und Somló zu nennen. Diese drei Weine gleichen drei höheren Wesen. Badacsony ist ernst, klar, frisch. Weder schwer, noch leicht, nicht stark und auch nicht schwach. Gäbe es in China einen solchen Wein, so würde man ihn nur nach einem ganz einfachen, edel zubereiteten Braten trinken, oder aber am späten Nachmittag, wenn Männer unter einander staatswichtige Angelegenheiten besprechen. Dies ist der nüchternste Wein Ungarns. Er gleicht den Überlieferungen einer uralten Tafelrichterfamilie, rein, schlicht, männlich.

Von allen Weinen gleicht nur der Geschmack des Tokajer dem Nektar, wie wir Menschen uns den Trank der Götter vorstellen. Der Tokajer ist nektarähnlicher, als die spanischen, griechischen oder italienischen Weine. Warum wohl? Nicht nur darum, weil seine Farbe goldgelb ist, dem reifen Sonnenlicht gleich. Sondern darum, weil in keinem einzigen Wein Duft, Süßigkeit, Schwere und Kraft in so vollkommener Mischung vorhanden sind. Die italienischen, griechischen, französischen, spanischen Weine und der vom Rhein sind entweder schwer, zu süß, aber duftlos oder zu stark. Der Geschmack des Tokajer Weines gleicht der Glückseligkeit.

Dennoch ist der Somlauer der Wein der Weine. Er ist der Wein der Ruhe, der Einsamkeit, des klaren Himmels; der Wein der Dichter und Denker. Er ist nicht süß, denn alle Süße wurde in ihm zu Feuer. Er ist nicht würzig: alle Würze verschmolz zu einer sanften Milde. Er ist ätherische Klarheit, durchsichtiges Licht. Er ist der Wein des Geistes. Gäbe es einen Wein, den man Apollo weihen könnte — er wäre es. Durchdringende Frische und strahlende Heiterkeit ist er. Nichts betäubendes, sinnliches, beunruhigendes, störendes, unklares ist in ihm. Er ist der einzige Wein der Welt, der ernüchtert. Allein mit einer durchdringenden, kristallklaren, göttlichen Nüchternheit, die der Mensch kaum mehr

zu ertragen vermag. Der Somlauer ist der Wein der Weisheit. Er ist über Duft, Süßigkeit, sinnliche Schönheit, auch über Träume hinaus, — der Wein der Wahrheit. Den Nektar, den Tokajer trinken die Götter auf dem Olymp. Somlauer trinkt nur Zeus allein, indessen er die Waage in die Hand nimmt, um das Schicksal der Welt zu lenken.

## 2.

Ist Deine Kehle trocken und verlangt es Dich nach einem kühlen, leichten Trank, so verschmähe nicht den Wein von Kecskemét. Assesst Du zuviel vom knusprigen Spannerkelbraten, so trink ruhig den herben Rotwein Egers. Bist Du müde, und erbittert Dich die Bosheit der Welt, so schenk Dir ein Gläschen voll vom süßen, milden Szekszárdi. Vergnügt Du Dich mit schönen Mädchen, schönen Frauen, so kann es nur der Domoszlóer sein, den Du trinkst, der Wein der Kavaliere. Im Herbst, wenn die Luft schon kühler ist, und das Backhuhn am besten schmeckt, trink den Rebensaft von Villány. Vergeude den Wein des Badacsony nicht : stell ihn nur dann auf den Tisch, wenn reife Männer in großen Lehnstühlen sitzen, es sich um gewichtige Angelegenheiten handelt, und kleine Stengelgläser sollen es sein, aus denen Ihr euch zutrinkt. Ganz zuletzt kommt der Tokajer : einen besseren gibt es eben nicht. Und auch dann nur ein Gläschen davon ; wenn die Hochzeitsgäste auseinandergingen, und auch der junge Gatte mit seinem Weibe fort ist, aber nicht mehr, als ein Gläschen voll. Und während Du trinkst, denk an die Götter, deren Trank diesem Wein ähnlich ist. Sitzt Du aber für Dich allein an einem Sommerabend, still lächelnd über Dein Geschick, und findest alles, so wie es eben ist, gut und die Welt schön, so trink gelassen den Wein von Somló, den Rebensaft, den titanische Basaltfelsen reifen. Essen darfst Du nichts dabei und auch nicht rauchen, denn dieser Wein verträgt als Genossen nur einen klassischen Dichter. Noch gibt es der Weine viele, die unerwähnt blieben : der edle Csopaker, der vom St. Georgen-Berg, dem Somlóer verwandt, aber heroischer, als dieser ; der von Mór, Ruszt, Csengöd, Gyöngyös, die Du alle getrost trinken darfst bei einem Schlachtfest, oder mit Freunden plaudernd, oder allein mit Deinem Leid, mit heiterem Durst, von Krankheit befallen, wann immer, ob es warm ist oder kalt, Tag oder Nacht. Und sage Anakreons allgültige Worte still vor Dich hin : »Die schwarze Erde trinkt, und die Bäume trinken den Boden, das Meer die Flüsse, die Sonne das Meer. Der Mond trinkt die Sonne ; warum dann, Freunde, wehrt Ihr mir den Trunk?«

## 3.

Das Leben des Menschen vergeht, bis er die wichtigsten Dinge gewahr wird. Wie herrlich, daß wir in einem Weinland leben ! Daß wir uns auch dessen spät bewußt werden, daran ist der Mensch wahrlich nicht schuld : lebt er doch in einer erbärmlichen Zeit, in der die beiden herrlichsten Gaben der Erde zu Waren erniedrigt wurden : der Weizen und die Traube — das Brot und der Wein. Und man nennt den Wein Alkohol, gleich dem Obst, das Vitamin heißt. Es ist eine Schande, in gleicher Weise für den, der es erfand, wie auch für den, der es so sagt. Wir schulden den Göttern Dank dafür, daß wir in einem Weinland geboren wurden.

Der Wein hat zwei Weisheitslehrer : Rabelais und Anakreon. Allein Rabelais war auch etwas anderes, Anakreon dagegen nur der Weisheitsfreund des Weines.

»Wir kamen auf die Welt, um zu trinken« — sagt er. — »Alles ist in Ordnung, laßt uns denn trinken! Trinken wir und preisen wir den Gott des Weines«. Der Wein ist sein einziger Gott. Das Trinken des Weines ist »die höchste der Wissenschaften«. Er läßt Hephaistos nicht Waffen schmieden, sondern Becher anfertigen.

Jedes Getränk, das von Pflanzen stammt, wirkt auflösend. Darin besteht eben die Heilkraft der verschiedenen Teesorten: sie lösen und lindern die Steifheit der Organe, die durch Krankheiten befallen wurden: die hart gewordene Lunge, den steinernen Magen, den Krampf der Gedärme. Die Säfte, die aus Pflanzen gelöst werden, heilen, verleihen Leben, Weichheit, Geschmeidigkeit. Alle Teesorten wirken erweichend; auch der Kaffee und Fruchtsäfte lindern und lösen. Aber vollkommen und alles: sämtliche Organe, Gemüt und Geist, löst nur der Wein. Dionysos lysios — der auflösende Weingott. Der Wein ist ein unbeschränktes Lösungsmittel.

## 4.

Anakreon müssen wir uns so vorstellen, wie ihn Basilios im Traume sah: nicht mehr ganz jung, aber noch immer schön. Und wie er so des Weges daherkommt, mit einem Epheukranz auf der Stirne, ist sein Gang leicht taumelnd, süßer Weingeruch entströmt seinem Mund, und entzückende Anmut umstrahlt ihn. Anakreon ist leutselig, wie der Wein. Denn nicht Gewalttätigkeit und Rohheit sind das Wesen des Weines. Wohl ist es wahr, daß Dionysos den Menschen toll macht, wie er Kadmos, den König von Theben rasend machte, und dessen Gattin und Töchter. Aber warum wohl? Weil ihm Kadmos den Einlaß nach Theben wehrte. Dionysos macht den Menschen zu einer Bestie, aber nur dann, wenn man ihm zuwiderhandelt. Und je mehr man sich ihm widersetzt, umso mehr. Und Dionysos duldet nicht, daß man ihn wegen »etwas« heraufbeschwört. Wer mit seiner Hilfe sein Leid bannen will, wer vergessen möchte, wer absichtlich den Weinrausch sucht: den läßt er seine rächende Kraft kennen lernen. Der wird in der Tat zu einem blutgierigen wilden Tier.

Der Wein ist leutselig. Der Mensch geht seines Weges, Anakreon gleich, leicht taumelnd, mit dem Duft des Weines auf den Lippen. Und heißt man ihn etwas tun, so wird er störrisch, unbeugsam hart, wie ein Stück Eisen. Er tut es nicht. Nein, und wieder nein! Geh dorthin! Nein. Gib einen Heller. Nein. Er wendet sich hochmütig ab. Denn Kräfte stehen ihm zur Seite, die allen überlegen sind. Sieht er aber an der Straßenecke einen Bettler frierend stehen, so zieht er sein Gewand aus, gibt es hin, und geht stolz auf seine Nacktheit heim.

Er duldet den Zwang nicht, frei will er handeln. Die Welt ist etwas großartiges, daß es eine Freude ist, darin zu spielen. Man blickt sich um, man sieht Dinge, die einen schelmisch anlächeln. Vor kurzem noch saßen die gleichen Dinge schmollend da. Und wie mutwillig ausgelassen sie plötzlich sind! Heiho! — so stehen also die Sachen? Das ist doch großartig! »Wer traurig ist, ist dumm. Den Becher her, mein Sohn!« — ruft Anakreon — »wir wollen trinken!«

Nicht das ist des Geizigen Fehler, daß er am Geld hängt. Hat doch jeder kluge Mensch acht auf sein Geld. Der Fehler steckt dort, daß der Geizhals keinen Wein trinkt, und daher nicht weiß, was Großmut ist, und was es bedeutet, so ungehorsam zu sein, wie eine Amsel. Nicht das Leben kostet Geld, — aber das Geld kostet einem das Leben. Dies ist der erste Hauptsatz der Weisheitslehre des Weines.

## 5.

Indessen sind die Beziehungen zwischen Wein und Weisheitslehre viel tiefer. Wie die Tragödie dem Geist der Musik entsprang, so wurde das Streben nach Erkenntnis aus dem Geist des Weines geboren. Jede echte Weisheitslehre ist eine Hymne. Was die Hymne eigentlich ist? Leben heißt sich an der Welt berauschen. Es drängt sich einem eine Hymne auf die Lippen, wenn man unbewußt jemand oder etwas lobpreist. Wenn man die Liebe, einen hervorragenden Menschen, einen olympischen Sieger, einen Heros verherrlicht: das ist eine Hymne. Sobald man aber dies alles auf einmal lobpreist — die Liebe, den Heros, den Sieger, überdies aber auch noch die Schönheit, Freude, Sorglosigkeit, und darüber hinaus auch die Vögel, Bäume, Blumen, Sterne und Städte, mit einem Wort: die ganze Welt — dann ist dieser Welten verherrlichende Festgesang — die Philosophie. Niemals hätte es eine Weisheitslehre gegeben, wenn es nicht vorher die Hymne gegeben hätte. Aber es wäre ohne den Wein niemals zu einer Hymne gekommen. Dionysos ist der Gott der Rebe und des Weines, der Herr des Liedes: Gebieter der Weinlieder, der Lobgesänge und der Weisheitslehre. Jeder Denker ist trunken von der Welt.

## 6.

Welcher Lobgesang ist wohl der schönste, größte? Die echte Weinweisheit. Die Anakreons. »Mit Epheu geschmückt ruhe ich und lächle heiter auf die Welt. Füll den Becher, es ziemt sich, zu trinken!«

Diese Hymne ist nicht wild und roh, nicht einmal leidenschaftlich. Denn Dionysos macht den Menschen nur dann toll, wenn er ihm widerspricht. Ein echter Denker widerspricht dem Wein nie. Er trinkt still, mit Epheu bekränzt und lächelt. Dionysos ist leutselig, sanft, frisch, schelmisch und ausgelassen; er singt, tanzt, spielt und lacht. Die echte, anakreontische, dionysische Philosophie, die Weisheit, die im Weine steckt, ist die Sorglosigkeit. »Trinke ich den Saft der Reben, sind verscheucht all meine Sorgen.« Ich sitze wohlgemut und heiter da. Vor mir im Glas glänzt der göttliche Trank. Ich lausche der Weisheitslehre der Vögel: den zwitschernden Weiheliedern, daß die Welt schön ist.

Anakreon ist nicht der Weisheitslehrer des maßlosen Trinkens, des Rausches. »Der Lärm soll sich legen, Stille herrsche. Nicht also, wie Scythen sich des Weines freuen, wollen wir trinken: leise Lieder singend laßt uns still und nüchtern den Wein genießen!« Für Anakreon ist der Wein Weisheit, nicht Wahn, Nüchternheit, nicht Torheit. Der Wein ist anakreontische Weisheit und dionysische Nüchternheit, voll Freuden und übermütiger Heiterkeit. Die Nüchternheit der Wein-Weisheitslehre wird zur Weisheit der Hymnen.

»Auf zarten Myrthensprossen, weichen Lotusblättern ruhend will ich trinken«. Dies ist die große Wein-Weisheit: die lächelnde Stille, gefaßte, weise Heiterkeit.

## 7.

Der Wein vereint die beiden Weisheitslehren, die auf der Welt am wertvollsten sind: Feuer und Heiterkeit. Daher entzündet der Wein in der Seele des Menschen leidenschaftliche Klarheit, flammende Reinheit. Dies eben ist das

Wesen Anakreons : Reinheit und Leidenschaft, Feuer und Heiterkeit, glühender Frohsinn und aufleuchtendes Lächeln. Dionysos ist ein brennender Kristall. Das denkbar größte Feuer. Ein Feuer, das so stark ist, daß es nicht mehr ausbricht, sondern sich selbst bezähmt.

Die Weisheitslehre des Weines verachtet so etwas wie Vermögen. »Ein Vermögen soll ich sammeln? — fragt Anakreon. — Ich sterbe doch ! Lieber trink ich, Schluck um Schluck den süßen Wein im Kreise lieber Freunde.« Ehrgeiz? Zum Teufel mit ihm. »Kurz ist das Leben, fort mit den Sorgen !« »Ich bin nicht neidisch, fern steh mir der Kampf mit todbringenden Pfeilen : in Frieden möcht ich mein Leben verbringen.« »Her mit Homers Laute, doch ohne die blutigen Saiten . . .«

Das ist Frohsinn, aber leidenschaftlicher Frohsinn. Das ist eine Idylle, aber eine heroische Idylle. Es ist Weisheitslehre, aber die Weisheit der Hymnen ist die Weisheit des Weines.

## 8.

»Makarizomen se tettix« — »Glücklich bist Du Grille, — auf den Gipfeln der Bäume lebst Du einem König gleich und singst, Liebling der Musen, auch von Apollo geliebt, — Du weiser kleiner Sänger, Dein heiteres Leben ist dem der Götter gleich«.

Dies ist die Unsterblichkeit des Weines ; Heiterkeit, Feuer, Leidenschaft und Lächeln ; die Unsterblichkeit der heroischen Idylle. Wenn ich, wie die Grille heiter singe, mit weiser Sorglosigkeit, dann bin ich den Göttern gleich. Ich habe mein Teil an der ewigen Glückseligkeit, ich bin lauter Feuer und dennoch voller Ruhe ; voll glühender Leidenschaft und lächle dennoch. Das ist die Unsterblichkeit der Weisheitslehre des Weines : die Unsterblichkeit der Grillen.

Nichts anderes gibt es, als den Augenblick : er blitzt auf und erlischt, und schon erglöhrt der andere. So geht es in aller Ewigkeit. Und jeder Augenblick ist eine Ewigkeit, ein Weltjahr, Unendlichkeit, Unsterblichkeit. Nichts anderes gibt es, als Schönheit, Freude, Gesang, Licht, Frohsinn.

## 9.

Es gab einen Augenblick hier auf Erden, da die Weisheit des Weines aufflackerte, die Welt zu überfluten schien und es den Anschein hatte, als sollte er eine Weltmacht werden. Alexandros war der Mensch gewordene Wein. Die Alten waren der Meinung, daß Dionysos selbst in ihm zum Menschen ward. Nonnos besingt Alexandros' Taten, als wäre er ein Gott gewesen.

Das Weltreich Alexandros' bestand einen Augenblick. Lehrt doch die Weisheitslehre des Weines, daß alles Schöne und wirklich Große nur ein Augenblick ist. Darum eben ist es unsterblich, weil alles, was einmal, ein einziges Mal dem göttlich Großen, oder göttlich Schönen nahekommt, im Augenblick seines Triumphes erlischt, um gleichzeitig in aller Ewigkeit da zu bleiben, in Licht und Glanz erstrahlend, einer Sonne gleich, weil es eben göttlich wurde. Dies ist die Vergöttlichung des Weisheitslehre der Grillen.

In Alexander dem Großen war etwas unstreitbar dem Wein Ähnliches, so daß es unmöglich war, ihn nicht für Dionysos zu halten. Doch wird seine Verwandtschaft mit dem Wein auch anderswo ersichtlich. Die Griechen pflegten zur Ausübung der Weisheit, die uns die Grillen lehren, bei Wein und Gespräch

zusammenzukommen. Diese anakreontischen Zusammenkünfte nannte man Symposien. Das Trinken im Freundeskreise ist eine derart natürliche Kundgebung der Freundschaft, wie der Kuß in der Liebe. Dionysos lysios ist der auflösende Gott, der Geist und Zungen zu einem schönen Gespräch löst. Also wird die Weisheit des Weines zur Wirklichkeit. Mehrere Darstellungen von Symposien blieben uns erhalten ; aber die schönste ist die Platons. Er erzählt uns von der schönsten Mannesliebe : der Liebe zum Wein.

Diese göttliche platonische Liebe verwirklichte sich indessen nie, und konnte auch nicht zu Wirklichkeit werden. Gewiß darum nicht, weil es ein Symposion gab, bei dem sie ausgeplaudert wurde. Wovon einmal gesprochen wird, erfährt niemals eine Verwirklichung. Romane und Geschichten, Gefühle und Dramen, die man niederschrieb, werden nie zur Wirklichkeit. Wie auch das, was sich einmal zutrug, nichts anderes ist, als ein Roman, eine Geschichte, ein Drama, das niemand erzählte, niemand niederschrieb.

## 10.

Es gab einmal ein Trinkgelage, das nicht stattfand ; bei dem Sokrates und seine Freunde nicht zugegen waren und man beim Leeren der Pokale nicht vom ruhmreichen Staatsmann sprach. Er wurde nicht ausgeplaudert, — und konnte daher erscheinen. Indessen wuchs er aus dem Geist des Symposion heraus. Wenn jemals Sokrates mit seinen Freunden trinkend von dem großen Eroberer gesprochen hätte, wie man von Liebe sprach, wäre von Alexandros die Rede gewesen, dem Weineroberer, ganz im Geiste des Symposion, dem Wein-Kriegsführer, Wein-Staatsmann, der Weineinheit der Welt ; dem Weinstaat der Welt : der Wein-Menschheit.

Die Beziehungen sind auf beiden Seiten verständlich : Aristoteles erzog und unterrichtete Alexandros. Aristoteles aber war ein Schüler Platons. Beide aber wuchsen an der Grillen-Weisheitslehre der Symposien heran. Auch die andere Beziehung führt zu Platon. Athenaios schreibt, daß Philippos, Alexanders Vater, sein makedonisches Königreich Platon verdankte (»tén archén basileias Philippos dia Platonos eschen«). Der makedonische Tyrann erbat sich nämlich in einer Staatsangelegenheit Platons Rat, worauf dieser einen seiner Schüler zum König sandte. Auf den Rat des Schülers zeichnete der Tyrann den gewandten Philippos aus, der dann später König wurde. Der Sohn Philipps aber war Alexandros.

Alexander der Große, der Mensch gewordene Dionysos wurde aus dem Geist der Trinkgelage geboren, — aus der Weisheitslehre des Weines, — aus Platon, Aristoteles, Sokrates. Er wurde aus der Hymne geboren, und er selbst war wie eine Hymne aus Wein, Anakreon, Dionysos. Alexander war der zum Leben erstandene Wein, die zum Leben gewordene Hymne, — die lebendig gewordene Weisheitslehre.

In ihm verwirklichte sich einen Augenblick der Weinstaat, die Weinmenschheit, — aufgelöst in einem duftenden und süßen Feuer, in Freude und Tanz. Dieser Tanz ist eine dionysische Leidenschaft und zugleich Heiterkeit ; Blut und Glückseligkeit, Kampf und Frieden : ein Dahinstürmen und Lächeln. Die Menschheit Alexander des Großen glich einen Augenblick dem Wesen des Weingottes : er war ein flackernder Kristall. Aber nur einen Augenblick. Denn er erlosch, um göttähnlich zu werden. Darum ist er unsterblich.

# SIEBENBÜRGISCHE STERNE

VON AARON TAMÁSI

## 1.

Der biblische Paradiesgarten ist bloß eine gewaltige Legende; sollte er aber dennoch einst dagewesen sein, so mag die Sonne dort genau so prachtvoll geschienen haben, wie hier, an diesem Sommernachmittag: still verschwenderisch, mild und lachend, glücklich und unendlich.

So sprach ich zu mir, als ich mich zu einem Spaziergang auf den Hügel oberhalb des Dorfes anschickte. Dann ging ich weiter. Meine Blicke flogen hin und her, und lachten auch bisweilen, obwohl die große nationale Trauer an meinem Herzen nagte. Nun aber schien auf dieser ganzen großen Welt alles im Spiel zu schwelgen: es spielte die Sonne, indem sie ihren runden Flammenkopf gleich einem Riesenkind, das Versteck spielt, lachend hinter den Bergen verbirgt, es spielten die Krähen, die ihr vom Gipfel der Pappeln mit neugierigen Augen nachblickten; es spielten sogar die Hügel, die sich erhoben, um von Sonnenlicht ein Seil zu ziehen; es spielten die Wälder, die in ihrer Trägheit einen duftigen Goldrauch ausströmten. Auch die Libellen spielten und flatterten fleißig hin und her, als ob sie erst jetzt aus den Eiern gekrochen wären, die der Regenbogen ins Wasser gelegt hatte. Auch die beiden Nachbardörfer spielten, und hielten die Landstraße wie einen fabelhaften Rasierriemen straff gespannt. Und es spielte das Himmelsgewölbe selbst, in der Unendlichkeit schwebend, ausgespannt wie ein Riesensonnenschirm, dessen Stiel der Erde entfallen war.

Und dennoch hatte alles den Anschein des Ewigen. Ich war überzeugt, daß dies bereits zur Zeit der Pharaonen oder zur Zeit unseres heiligen Königs Ladislaus genau so war, wie jetzt, im zweiten Jahre der Regierung des rumänischen Königs Ferdinand in Siebenbürgen.

Die Gewässer des Flusses spielten eine uralte, ewige Melodie. Die Wiese zog das ihr eigene Farbengewand an, die Weizenfelder aber den ständigen Goldton. Der Boden, auf dem ich stand, hat sich nicht verändert, nur ein neuer Menschenschlag tauchte auf ihm auf.

Eben bemerkte ich ein Exemplar dieser Menschenart. Es kam vom Dorfe her, mir geradeswegs entgegen, mit dem Gewehr an der Schulter. Schnell zog ich mich in den hohen Weizen zurück, denn ich wollte sehen, wie er sich wohl im Schoß der freien Natur benehmen will. Still wandelnd und leise vor sich hinstummend kam er den schmalen Steg entlang, der Duft keuchend durch die Weizenfelder schlängelte. Und meine Phantasie begann ein Spielgespräch:

- Heda, wer bist du denn?
- Sunt jandar roman.
- Dein Name?
- Trajan.

Ein Glück, daß er mir geantwortet hat, denn in mir stieg schon das Gefühl auf, daß ich über diesen Menschen eine üble Meinung haben müsse. So aber winkte ich nur mit der Hand:

— Kannst gehen!

Neben dem Gewehr trug er auch irgendein Dienstgradabzeichen auf der Schulter. Seinem Anzug war es anzusehen, daß er sorgsamst auf Reinlichkeit bedacht war. Die braunen Augen waren friedlich, das junge Gesicht glatt und heiter. Er schien ein Siebenbürger zu sein.

Während ich ihm nachblickte, und seinen etwas bäuerlichen Gang mit den großen Schritten betrachtete, tauchte vor meinen Augen plötzlich die Gestalt eines Mädchens auf. Es kam den Steg herauf, dem Soldaten entgegen. Sie trug einen roten Rock, und vom Gürtel an bloß ein Hemd, das sie am Halse breit entfaltet hatte. Einen Hut hatte sie nicht, und auch die Schuhe trug sie nur auf den nackten Füßen, ohne Strümpfe. Ihr braunrotes Gesicht mochte glühen, denn es schien wie eine Blüte zu prangen.

Unbeweglich im Weizen stehend, betrachtete ich sie, denn ich war auf diese Begegnung recht neugierig. Rasch flog ein Gedanke durch mein Gehirn: nun werden sich hier die Kinder zweier siebenbürgischer Völker in die Augen blicken, hier, auf dem Wiesensteg, wo sie niemand sieht, nur Gott und ich. Aus den Städten kam das Gerücht, daß diese beiden Völker einander mit viel Übel und Gehässigkeit überhäufen. Außerdem hörte ich mehrmals, daß rumänische Gendarmen unseren Weibern und Töchtern nachstellten, und sie zuweilen auch mit Gewalt zur Liebe zwingen. . . Während dies alles schnell durch meinen Kopf flog, sah ich mich unwillkürlich um, ob ich etwas Greifbares bei der Hand hätte, um die Tochter meines Volkes im Notfall beschützen zu können. Doch sah ich nichts dergleichen und suchte deshalb meine Taschen ab, ob ich das Messer nicht zu Hause vergessen habe. Ich stellte fest, daß dies nicht der Fall war und wartete daher ruhig weiter.

Der Soldat zog den Riemen seines Gewehres straffer. Auch seine Haltung nahm etwas Steifes an, als ob er einen Vorgesetzten erblickt hätte. Das Mädchen aber sah sich kaum merklich nach links und rechts um. Dann kam sie schwebenden Schrittes, mit gesenkten Augen näher. Sie waren nur noch zwei Schritte von einander entfernt und da bemerkte ich, daß der Soldat mit seiner Rechten den Riemen losläßt und leichthin salutiert.

— Guten Tag! — grüßte er.

Na, da gibt's ja keine Gefahr — dachte ich bei mir. Doch das Mädchen blieb nicht stehen, nicht einmal die Augen hob sie. Wohl grüßte sie scheu, doch so leise, daß ich aus ihrem »Grüß Gott« nur das eine Wort hörte:

— Gott!

Der Soldat blieb auf einmal stehen, schob die Mütze aus seiner Stirn etwas zurück und redete das Mädchen etwas gereizt an:

— Bleib doch stehen, mein Schatz!

Da mußte ich mich doch berichtigen: na-na! Ich dachte schon, das Mädchen würde gleich davonlaufen. Aber nein, ich habe mich verrechnet. Sie blieb stehen und schaute sich den Burschen an. Der junge Mann machte eine Bewegung, und sprach mit heiterem Gesicht, aber ehrerbietig:

— Wo eilst du hin?

— Ich will nach Hause — sagte das Mädchen.

Es fiel mir auf, daß die beiden recht freundlich mit einander redeten. Viel-

leicht kannten sie sich schon von früher her, dachte ich. Doch nein, bald überzeugte ich mich, daß sie jetzt das erstemal mit einander plauderten, denn der Gendarm fuhr fort :

— Wie heißt Ihr?

— Etelka Demény — antwortete das Mädchen, doch fragte sie nicht wieder, obwohl der Soldat augenscheinlich nur darauf wartete.

— Wo wohnt Ihr?

— Wir wohnen an der Landstraße, gerade dem Geschäft gegenüber.

Da nahm der Gendarm das Gewehr von der Schulter und versetzte dem harten Boden des Steges mit dem Kolben ein Paar leichte Schläge. Auch sonst sah man ihm an, daß er vor einem großen Entschluß steht. Schließlich blickte er auf und sagte zu dem Mädchen :

— Eines Abends möchte ich zu Euch hinüber, wenn Ihr mich gern sehen wollt.

Das Mädchen überlegte einen Augenblick, dann brach sie eine Ähre und während sie dieselbe betrachtete, antwortete sie dem Gendarmen :

— Mir ist es recht, wenn es nur meine Eltern leiden wollen.

— Wann soll ich kommen?

Eine leichte Röte flog über das Gesicht des Mädchens, dann sagte sie lachend :

— Kommt Samstag abends.

Der Bursche rechnete nach : — Heute haben wir Dienstag, nicht?

— Doch ! Den ganzen Tag.

— Da hat man lange genug zu warten ! — sagte der Soldat.

Mit einem leichten Seufzer hob er das Gewehr wieder auf die Schulter und reichte dem Mädchen die Hand. So standen sie lange, Hand in Hand, und ich sah, daß sie einander sehr nahe waren. Ich weiß selbst nicht warum, aber es hätte mir ordentlich wehe getan, wenn sie sich nun geküßt hätten. Doch nein, zu meinem Glück grüßten sie sich nur freundlich. Das Mädchen ging weiter und begann leise zu singen. Der Soldat blieb noch lange an derselben Stelle und sah dem Mädchen nach. Auch ich musterte sie. Er betrachtete den schwebenden Gang und die runden Formen des Mädchens, das sich langsam entfernte, ich die beiden Brüste, die unter dem Hemd spielerisch hin und her sprangen.

Mich erfaßte der Wunsch, diesem Mädchen irgendwie näher zu kommen. Ich sehnte mich danach, mich mit ihm zu befreunden. Doch bevor ich aufbrach, warf ich einen Blick auf den Gendarmen, denn ich wollte nicht gesehen werden. In diesem Augenblick aber erstarrte mein Blut : er hob das Gewehr zum Schuß und zielte gerade in die Richtung, wo ich stand. Schnell kauerte ich mich in den dichten Weizen zusammen und kaum schnappte ich nach Luft, schon knallte das Gewehr. Behutsam stand ich auf und sah, daß ein großer Schwarm Sperlinge erschrocken über meinem Haupt hinwegfliegt. Ich wußte bereits, daß der junge Mann nur nach den Sperlingen geschossen hat, doch sah ich auch, daß er ins Weizenfeld hineinging, um den getroffenen Sperling zu holen. Dann warf er diesen hoch in die Luft und rief in rumänischer Sprache :

— Noroc !

In dieser Wildheit fand ich ihn höchst abstoßend. Ausspeien hätte ich mögen, nur tat es mir leid, den gesegneten goldenen Weizen zu beschmutzen. Ich dachte über die Sache nach und meinte, daß er diesen Greuel gewiß nicht verübt hätte, wenn er hier auf unserem Szeklerboden geboren wäre. Und ich

warf die Frage auf: mit welchem Recht macht sich dieser Bursche bei unseren Töchtern zu schaffen, und mit welchem Recht schießt er auf unsere Sperlinge?

Recht böse war ich ihm und mit vollem Recht. Ich wandte ihm das Gesicht zu, um ihn im Namen des ganzen Dorfes mit einem scharfen Blick zu verachten. Inzwischen war er verschwunden. Da trat ich aus dem Weizen heraus und machte mich mit instinktmäßiger Eile auf, dem Mädchen nach. Ich mochte etwa zehn Schritte gegangen sein, als mir der Zweck meiner Tat bewußt ward. Da stellte ich mir die Frage, warum ich eigentlich dem Mädchen nachgehen will? Etwa, weil ich mit ihr freundlich tun und ihr wie ein Mann begegnen will, wenn sie mich mag? Oder führt mich irgendein anderes Ziel? Da stellte ich fest, daß ich ihr nicht als Mann nahegehe, sondern einfach als Szekler, der die Pflicht hat, auf der Wache zu sein und die Szeklergüter zu hüten. Ich hatte das Gefühl, es sei meine Pflicht, dieses schöne reine Mädchen zu warnen, damit es ja nicht in zu nahe Bekanntschaft mit diesem rumänischen Soldaten geraten oder gar ihr Blut mit dem seinigen vermengen möge.

Ich spähte ihr nach, doch war sie nirgends mehr zu sehen. Nicht einmal ihr Gesang war zu hören, obwohl die Felder still dalagen. Da begann ich zu laufen und blieb erst stehen, als ich das Weizenfeld hinter mir hatte. Ich befand mich gerade auf einem Hügel, doch hielt ich vergebens Umschau nach dem Mädchen, meine Augen fanden es nicht mehr.

Vielleicht hat sie der liebe Gott so rasch vor mir verschwinden lassen! — dachte ich und setzte mich in das spärliche, blumenreiche Gras. Ich stellte den Satz auf: »Ein Szeklermädchen und ein Rumäne fangen an sich zu lieben.« Und ich befahl mir, der ich mit Herz und Blut echter Szekler bin, über diese Frage hier in der Unendlichkeit der Wiesenkirche, vor Gottes Angesicht, aufrichtig und ohne jede Voreingenommenheit nachzudenken und das Problem zu lösen, wenn ich es kann.

Ich darf wohl behaupten: lange kämpfte ich dort gegen Herz und Sinn. Bald setzte ich mich auf, bald stützte ich mich auf die Ellenbogen, bald lag ich rücklings, bald auf dem Bauch. Ringen mußte ich mit verschiedenen Engeln und Erzengeln, die samt und sonders einen heiligen Eid auf verschiedene religiöse, patriotische und andere hohe Ideale von mir verlangten. Zuerst mußte ich den Mann in mir überwinden, denn Männer begehren jedes begehrenswerte Mädchen und Weib für sich. Dies ging nicht so leicht, wie ich es zuerst erwartet hätte. Nachher kam meine Erziehung im katholischen Glauben an die Reihe, dann mein Siebenbürgertum, und schließlich mein starkes Szeklergefühl, mein Szeklerglaube. Und ich mußte bekennen, daß das Liebesproblem des Szeklermädchens und des Rumänenburschen — möge es noch so einfach aussehen — weder auf der einen, noch auf der anderen Grundlage zu lösen sei. Dann dachte ich an die Anfänge der Welt, an die Geschichte der ersten Menschen, an die ungeklärten Vermehrungsverhältnisse der Kinder Adams. Schließlich ging ich zum Born aller Dinge, zu Gott und grübelte darüber nach, mit welcher Absicht er wohl die Menschen geschaffen haben mag. Und plötzlich quoll in mir ein großes Licht, eine große Freude auf und ich rief:

— Das Mädchen ist kein Szeklermädchen. Der Soldat ist kein Rumäne. Menschen sind sie beide, die den Auftrag haben, nicht mit ihrer Abstammung zu prahlen, sondern sich zu vermehren und die Erde mit Menschenkindern zu füllen.

Darauf mochte ich eingeschlafen sein, denn es dunkelte bereits stark, als ich aus irgendeiner fernen Welt aufgetaucht bin. Da stand ich auf und wollte

mich nach Hause begeben. Schwalben sah ich, wie sie mit ihren Flügeln Berge und Täler in die Luft zeichneten. Weit, weit auf der Landstraße sah ich zwei große Ochsen, wie sie einen in Grau getauchten Heuwagen mit gemächlicher Ruhe zogen.

Still begab ich mich hinunter ins Dorf und weiß selbst nicht wie, plötzlich hatte ich einen prächtigen Einfall. Ich blieb stehen und sagte mit kindischer Freude :

— Samstag abends gehe auch ich zum Mädchen !

## 2.

Am anderen Tage sprach ich mit zwei Burschen, sie mögen gleichfalls mitkommen. Fragend schauten sie mich an, was mich nicht im mindesten überraschte. Einen Augenblick dachte ich nach, was ich ihnen antworten soll, doch wollte ich noch nichts verraten. Ich sagte nur, ich werde ihnen interessante Dinge erzählen, Dinge, die ich in Kolozsvár und anderwärts erfahren hatte. Augenscheinlich war ihre Neugier groß, auch die leuchtenden Augen zeigten, daß sie in dieser trüben Zeit alles wissen möchten, wenn sie auch nur einfache Dorfleute sind.

Am folgenden Tage redete ich in derselben Angelegenheit mit drei anderen Burschen. Dies war am Donnerstag. Freitag lud ich wieder zwei Burschen zum Mädelhaus ein, am Samstag rief ich den Gaspar Balla, den besten Freund meiner Kindheit.

Samstag abends, nachdem ich mit meiner Mutter und meinen Geschwistern das Abendessen verzehrt hatte, sagte ich, mich hätte ein hundsstarkes, schwindeliges Kopfweh erfaßt, ich müßte mich an der guten lauen Abendluft etwas ergehen. Ich wollte eben nicht verraten, daß ich die Absicht habe, ein Mädchen zu besuchen, sie würden mich ausgelacht haben.

Als ich hinaustrat, kam mir das Ganze auf einmal wie ein gewaltiges verwegenes Unternehmen vor. Allerdings kannte ich das Haus, wohin ich mich begeben wollte, gut, Eltern und Mädchen waren mir wohl bekannt, doch war ich seit meiner Kindheit nicht bei ihnen. Gewiß werden sie mich verwundert ansehen — dachte ich. Auch die weiten Hosen werden störend wirken, die so lose um meine Beine flatterten. Dies alles war aber nichts dem Gedanken gegenüber, was wohl geschehen würde, wenn das Mädchen nach einer bestimmten Zeit — Gott bewahre — in gesegneten Zustand käme. Die Sache würde sicherlich mir zugeschrieben werden und nicht nur das ganze Dorf, sondern die ganze Gegend würde darüber zu sprechen haben.

Solche Gedanken quälten mich bis zum Tor. Dort aber faßte ich mir plötzlich ein Herz und trat ein, als ob ich nach Hause ginge. Ehrerbietig klopfte ich an die Tür, lächelnd trat ich ins geräumige Zimmer.

— Guten Abend ! — grüßte ich, worauf sich Onkel Demény von seinem kurzbeinigen Stuhle sofort erhob und mir die Hand schüttelte. Dann legte er mir seine Linke freudvoll auf die Schulter :

— Guten Abend, lieber Neffe, meines Gevatters Sohn ! — Beinahe prahlend sagte er dies und warf das Wort über die Schulter hinweg nach hinten :  
— Einen Stuhl herbei !

Emsig holte das Mädchen einen Stuhl herbei und sah mich mit ihren großen blauen Augen an. Gerade begrüßte ich die Hausfrau, doch war ich damit bald fertig und drückte dann etwas neckisch die warme Hand des Mädchens.

— Nun, mein Maiglöckchen, wann wird die Ernte sein? — fragte ich.

— Ohne Euch wird sie garnicht beginnen! — antwortete sie in neckischem Ton.

— Nächste Woche werden wir mit der Ernte beginnen können! — meinte der Vater, andeutend, daß in dieser wichtigen Frage er allein maßgebend sei.

Fünf Burschen waren versammelt, darunter auch mein alter Freund. Fest schüttelte ich ihnen die Hände, dann trug ich meinen Stuhl zu dem Alten nach hinten, damit ich von dort alles gut betrachten kann.

— Ich bin gekommen, um über dies und jenes zu plaudern — sagte ich.

— Recht so! — erwiderte der Alte. — Wenigstens werden wir nun erfahren, warum es so schlimm um die Welt steht!

Ich beruhigte mich völlig, nachdem man mich so liebevoll über die Schwelle der Bekanntschaft hinweggeholfen hatte. Die Freude machte mich leicht und heiter. Wir fingen an zu plaudern, — anfangs nur wir beide, der Alte und ich, später mischten sich auch die Burschen ins Gespräch und stellten verschiedene Fragen über wirtschaftliche und politische Probleme, über das Stadtleben. Ich aber glitt über diese Fragen mit einigen flüchtigen Worten hinweg, vielmehr war ich bestrebt, meine Leute in fröhliche Laune zu versetzen, denn ich kenne die Szeklernatur und weiß, daß der Szekler zu Spiel und Neckerei neigt, wenn er guter Laune ist. Kommt der rumänische Soldat — und er war jeden Augenblick zu erwarten — so mag er in diese heitere Stube plumpsen, wie ins lauwarme Wasser einer See, in der ihn die neckischen Bisse der Fische daran erinnern, daß auch der Haifisch im Meere lebt.

Ich erzählte ihnen die Geschichte des Csiker Szeklers und sein Abenteuer mit dem Teufel, dann begann ich Chaplins schnurrigen Schwank zum Besten zu geben, wobei ich ihn mit Hand und Fuß nachzuahmen trachtete. Ich war im besten Zuge, Possen zu treiben und alle lachten hell, als jemand an die Tür klopfte. Wir sahen hin und siehe da! mein Soldat war gekommen.

Er grüßte und blieb stehen, denn aus dem Zucken unserer Augen schlug ihm eine Welle des Befremdens ins Gesicht. Unwillkürlich berührte er das an seinem Arm hängende Gewehr. Als ob ihm durch dieses der Kriegsgott selbst zugerant hätte: Fürchte dich nicht, Gendarm! Nein, er fürchtete sich nicht, er begann sich sogar mit der geschmacklosen Überlegenheit aller Soldaten heimisch zu bewegen. Nebenbei reichte er jedem Anwesenden die Hand. Als er zu mir trat, mahnte mich sein Blick, es wäre vielleicht besser aufzustehen. Doch berief ich mich in Gedanken auf den Frieden, in dem wir leben und blieb sitzen. Da reichte er mir die Hand und sagte kurz:

— Trajan.

Auch ich murmelte etwas, aber der Gendarm hörte es nicht, wollte es auch nicht hören. Er setzte sich geradeswegs neben das Mädchen auf das Sofa, und ließ das ehrwürdige alte Szekler Möbelstück tüchtig krachen, als ob er es absichtlich quälen wollte.

Die Burschen sahen mich an. Ich beobachtete sie stumm und sagte absichtlich nichts; ich wollte das erste Wort abwarten. Onkel Demény richtete sich eine Zigarre zu, wie immer, wenn plötzlich eine neue Sorge aufgetaucht war. Das Mädchen, hochrot im Gesicht, gab dem gemütlichen Soldaten nur kurze

Antworten, die Burschen aber steckten die Köpfe zusammen. Ich sagte noch immer kein Wort. Schließlich zündete der Alte seine Zigarre an, hüstelte ein wenig und fragte in aller Ruhe :

— Gibt es denn viele Rumänen in Kolozsvár?

— Wohl genug, — erwiderte ich.

Einer der Burschen hob den Kopf. — Hier gibt es nur einen, — sagte er und lachte kurz auf.

Ich erschrack, denn ich fürchtete, die Burschen könnten in diesem friedlichen Hause Unheil stiften. Beschwichtigend fügte ich mit lauter Stimme hinzu :

— Auch unter ihnen gibt es gutgesinnte Leute.

— Gewiß, dort, wo es ihrer viele gibt! — meinte der Bursche.

Ich sah, daß mit diesen Leuten nichts mehr zu machen sei, und fragte freundlich den Soldaten, um auch ihn ins Gespräch zu ziehen :

— Na, Herr Soldat, wie denken Sie über die Szekler?

— Ein rauflostiges und höhnisches Volk — meinte er.

Dies ärgerte mich nicht wenig, denn ich hätte erwartet, daß er sich mit mehr Achtung über mein Volk äußert. Spöttisch bemerkte ich :

— Aber von den Szeklermädchen haben Sie wohl eine bessere Meinung?

— Die beste, die es geben kann! — sagte er hochmütig.

— Wie gnädig! — meinte mein alter Freund und schaute den Soldaten spitz an. Lachend kehrte ich die flache Hand nach unten und winkte ihm, als ob ich die hochtrabenden Worte mildern wollte.

— Habt ihr denn die Geschichte vom blinden Pferd gehört? — fragte ich.

— Vom blinden Pferd, das mit dem Königssohn ins Elfenreich ritt, weil das fette Gras der Wiese das blinde Tier nicht aufgehalten hat . . .

Trajan spitzte schon die Ohren; er vermutete einen Angriff aus dem Hinterhalt.

— Dies kann kein Königssohn gewesen sein, — sagte einer der Burschen — es war vielleicht ein Zigeuner. Sonst reitet niemand auf einem blinden Gaul.

— Im Märchen reitet man zuweilen sogar auf toten Pferden; im Märchen ist alles möglich — sagte ich.

— Das Märchen ist dem Menschenleben gleich — meinte der Alte und ließ den Kopf bis an die Kniee hängen. — Auch im Leben ist alles möglich . . .

Mich betrückte dieses tiefsinnige Gleichnis, das plötzlich aus dem Volks Herzen aufgequollen war, wie das schwarze Blut. Lange sagte ich nichts, auch die Burschen nicht. Wir starrten nur vor uns hin, und fühlten die unendliche Trauer der Verlassenheit; denn wir wußten, daß wir nicht einmal ein blindes Pferd besaßen, nicht einmal einen räudigen, verreckten Gaul . . . Allein stehen wir da, unter dem bewölkten Himmel, und lodern nur zuweilen auf, wie die Sterne, die sich weinend nach einer wundervollen, üppigen Frühlingsnacht sehnen.

Ich fühlte, daß die Sonne meiner Fröhlichkeit dem Untergang nahe war. Wer weiß, mit welchem Schicksalsstern sie morgen früh aufgehen wird? Mir war, als ob ich ins Wasser der gewaltigen See untergehen müßte, wo so viele Ahnen meines Volkes begraben wurden. Als ob ich aus den sonderbaren Linien der schwarzen Muscheln auf dem Meeresgrunde die Zukunft zu deuten hätte. Dann zuckte ich plötzlich zusammen, denn jemand wünschte mir gute Nacht. Der Soldat verabschiedete sich.

— Ihr könntet ja noch bleiben! — sagte ich ohne jeden Hintergedanken.

— Ein andermal — erwiderte er, wie einer, der seiner Sache sicher ist und machte zwei Schritte nach der Tür. Da rief einer der Burschen mit plötzlichem Einfall:

— Heda, das Gewehr habt ihr vergessen!

Der Soldat machte sofort Kehrt und schaute herum. Er tat einige Schritte zurück und suchte mit wachsender Unruhe nach dem Gewehr, das inzwischen an seinem Arm hing. Erst wollte ich ihn warnen, sagte aber doch nichts. Mag das Spiel seinen Lauf nehmen! Auf einmal brachen die Burschen in höhnischem Gelächter aus.

— Hattet Ihr denn mehrere Gewehre? — fragte einer. — Eines hängt nämlich an Eurem Arm.

— Auf der Stelle stieg die Röte in die Ohren des Gendarmen. Er sagte aber nichts, erwiderte nichts, sondern ging stumm der Tür zu. Das Mädchen war aufgestanden, um ihn hinaus zu begleiten, doch der Vater schob ihr einen Fuß in den Weg, um hiemit sein Verbot anzudeuten.

— Ihr hättet ihn nicht verhöhnen sollen — meinte ich aufrichtig.

— Ach was, selbst der Bär stößt zuweilen auf Dornen, wenn er seinem Liebchen nachstellt! — sagte einer, und alle schmunzelten glücklich. Lange sah ich ihrer girrenden, rauhen Freude zu, konnte aber des Gefühles nicht frei werden, daß sich dieser Gendarm rächen werde. Vielleicht steht er bereits draussen auf der Lauer und wartet auf uns. Die Sache hat mich ordentlich aufgeregt. Ich sagte, ich hätte Kopfschmerzen und log dabei keineswegs, denn nervöse Stiche schossen in meine Schläfen. Ich bat um Entschuldigung, verabschiedete mich und versprach, nächstens zu erzählen, was ich heute zum besten geben wollte; denn in Anwesenheit des Gendarmen war dies nicht recht möglich. Der hätte ja hinter jedem Wort einen Teufel gewittert. Etelka wollte mir bis zur Tür das Geleite geben, doch ich winkte ihr, es sei nicht nötig, und trat hinaus. Kaum machte ich aber das Tor hinter mir zu, als mich jemand anscrie:

— Halt!

Da blieb ich stehen und sagte lächelnd:

— Dacht' ich mir's doch!

— Wer seid Ihr? — fragte der Gendarm barsch.

— Wie meint Ihr das? — fragte ich, denn ich wollte ihm eine genaue Antwort geben.

— Ich meine, wer Ihr seid?

— Ich? Ein Szekler — erwiderte ich.

— Aber wie heißt Ihr?

— In allen rechten Dingen heiße ich Aaron Tamási.

— Seid Ihr ein Jud?

— Bisher noch nicht.

— Woher seid Ihr?

— Nanu, von hier. Und Ihr?

Er rüttelte ein wenig am Gewehr; dies sollte mir ein Wink sein, daß ich kein Recht habe, zu fragen.

— Wo wohnt Ihr? — fragte er weiter.

— Ich? In Kolozsvár. Waret Ihr jemals dort?

Er sah mich mit blitzenden Augen an und fuhr fort: — Eure Beschäftigung?

— Ich bin Student.

— Was studiert Ihr?

— Hexerei — sagte ich lachend.

— Gehet mir voran! — winkte er und tat, als ob er mit meinem Kopf Kegel spielen möchte.

Kaum legten wir etwa fünfzig Schritte zurück, als er mir befahl, stehen zu bleiben.

— Ausweis-papiere habt Ihr keine?

— Doch, etwas wird sich schon finden! — sagte ich und reichte ihm die Papiere.

Er drehte sie um und um, prüfte sie beim schwachen Mondlicht, worauf ich ein Zündhölzchen anzündete und es ihm zuvorkommend hinhielt. Beim dritten Zündholz gab er mir die Papiere zurück.

— Euch zürne ich nicht — sagte er schließlich herablassend und ließ mich gehen.

Ich aber wartete noch einen Augenblick, denn ich wollte sehen, wohin er sich nun wohl begeben werde. Als ich sah, daß er zum Tor zurückkehrt, um die Burschen abzuwarten, ging ich nach Hause und legte mich still nieder.

Am anderen Tage hörte ich, daß er neben dem Türpfosten fest eingeschlafen war, als die Burschen um ein Uhr in der Nacht das Haus verließen.

### 3.

Ich kann mich recht gut erinnern: dies geschah einige Tage nach Petri und Pauli. Ich verbrachte den ganzen Sommer zuhause und hatte mit mir hart zu kämpfen und zu ringen. Ganze Tage irrte ich auf den Feldern, in den Wäldern herum. Oft war ich nicht einmal abends heimgekehrt, sondern legte dort, wo mich die Dunkelheit eben ereilt hat, ein Feuer an, und starrte stundenlang in die Flammen. Zuweilen hatte ich das Gefühl, als ob die alten Träume aus meinen Augen fielen, ins Feuer hinein... Ein sonderbares Begräbnis war das. Als ob die Strahlen meiner traurigen Augen Goldfäden gewesen wären. An ihnen aber rollten meine Jugendträume ins Feuer, wie die Leichen kleiner Kinder in das flammende Wasser einer See.

Meine arme Mutter grämte sich vergebens um mich: die Rosen der Heiterkeit verwelkten bald auf meinen Wangen. Von Tag zu Tag wurde ich wortkarger. Kein Wunder, denn auf dem Grabe meiner eigenen Träume tauchten die meines Volkes, die ewigen Szeklerträume auf. Und diese durfte ich nicht begraben, denn ich wußte, daß die Erde meinen Leichnam hinauswerfen würde, wenn ich es täte. So kam es, daß meine Qualen mit dem Dahinschwinden der Tage immer größer wurden.

Über das Schicksal meines Volkes nachsinnend, ging ich bereits wie ein rebellisches Gespenst auf und nieder. Ich war, wie eine verkohlte Alarmstange, die zu den Toten spricht... So ging der ganze Juli vorbei und Mitte August war gekommen. Da nahm ich Zuflucht zu meinen Büchern, doch eines nach dem anderen ließ ich fallen. Eines Morgens aber, ich weiß nicht woher, ich weiß nicht wie, kam ein Wort auf meine Lippen: Siebenbürgen. Ich wiederholte es öfter und das Wort wuchs und wurde bald einem Riesenschiff ähnlich, das man wohl besteigen kann; vielleicht kann man mit seiner Hilfe auch ein neues Gestade erreichen. Ich hatte das Gefühl, daß in meinen Gliedern neues Leben zu kreisen anfang. Ein neuer Gedanke blendete mich, wie die Sonne: der siebenbürgische

Gedanke. Ein neuer Weg zu den Menschenherzen tat sich mir auf : es war der siebenbürgische Weg.

Schon beachtete ich jede Blume auf der Wiese. Ich war stolz auf unsere Berge und reckte den Hals, um sie besser sehen zu können. Ich las auch viel, die einfachen ländlichen Speisen schmeckten mir vortrefflich, und schlief ruhig, wie ein Kind.

In einer solchen Nacht geschah es gegen Ende August, daß mich mein jüngerer Bruder aus dem Schlaf weckte :

— Bruder Aaron, steht doch auf !

— Was ist los ?

Erschrocken richtete ich mich im Bett auf und fühlte, daß mich eine große Furcht befiel. Die Glocke läutete Alarm. Ich horchte. In der Tat : es läutete gräßlich, mit einem Anflug des Todes, als ob jemand die Menschen an den Knochen gerüttelt hätte, um das Mark aus diesen zu schütteln.

— Was ist los ? Sprich doch !

— Es brennt !

Ich sprang aus dem Bett und lief zum Flur, von wo ich im Mondlicht das ganze Dorf überblicken konnte. Mein Bruder lief voraus.

— Schau, dort brennt es ! — rief er und wies auf die Kirche.

Tatsächlich war dort ein Feuer zu sehen ; manchmal loderte es auf, als ob die Erde in ihrer Qual Feuer speien würde. Doch war es kein großes Feuer mit turmhohen Flammen, wie ich es zuweilen auf dem Lande zu sehen gewohnt war. Man löscht es schon — sagte ich. — Wessen Haus mag das sein ?

— Das ist irgendwo in der Nähe der Gendarmenkaserne — sagte der kleine Bruder.

Das Wort jagte mir einen förmlichen Schrecken ein. Trajan kam mir in den Sinn, das Mädcl, die Burschen. Mir ahnte Böses, etwas schrecklich Böses. Der Gedanke lastete auf mir und quälte mich so sehr, daß ich mich an den Pfosten lehnen mußte, weil mich eine große Schwäche überfiel.

— Wollen wir es anschauen ? — fragte mich mein kleiner Bruder. Da ich nicht gleich antwortete, faßte er mich am Arm und wiederholte die Frage.

— Doch — sagte ich endlich.

Ich zog mich in aller Eile an und so machten wir uns auf den Weg, wir beide. Unterwegs sah ich Hirngespinnste und den laufenden Tod, wie er nach Räuberart mit Menschenbeute in den Armen über den Zaun sprang. Als wir die Landstraße erreichten, sah ich bereits, daß mich die Angst nicht vergebens so gräßlich gemartert hat. Bei den Gendarmen hat es gebrannt — beteuerte der kleine Bruder. Wir blieben vor dem Tore stehen.

— Aber das Haus steht ja ! — sagte ich und wies auf die Kaserne.

— Ja, das Backhaus ist abgebrannt, wo die Küche war — sagte jemand.

Klagvolles Wehgeschrei hörte ich. Ein Mann zeterte in seiner Qual und fluchte zuweilen stark. Er war weit von uns, aber an seiner Stimme erkannte ich, daß es Onkel Demény war. Meine Augen umflorten sich. Nun war es schon ganz sicher, daß sich hier, im furchtbaren Schoße des Dorfes, wo der Tod mit den Blumen auf demselben Hügel thront, eine Tragödie abgespielt hat. Ich weiß selbst nicht, wie ich durch das Tor kam.

Der Hof war voller Leute. Traurig waren sie alle, aber ihre flackernden Augen verrieten, daß sie Menschenrache witterten und voll Zorn gegen das Schicksal waren, das sich an der schwarzen Milch des Satans nährt. Ich traute

mich nicht, zu fragen, und drängte mich nur sachte nach vorne. Ein starker Rauch biß in meine Augen; der Feuernebel legte sich auf meine Lungen. Dennoch drang ich bis in die Mitte des Hofes vor, wo verweinte Frauen und schmerzstarke Männer in dichten Reihen standen. Als ob in ihrer Mitte etwas läge . . . Weiter vorwärts konnte ich nicht mehr.

— Was ist geschehen? — fragte ich einen Bekannten.

— Verbrannt sind sie — sagte er kurz.

— Wer?

— Ja, wißt Ihr es nicht? Der junge Gendarm und die Tochter des Anton Demény. Jemand hat das Backhaus über ihren Häuptern in Brand gesteckt. Beide sind drinn geblieben . . . Verkohlt fand man sie unter den Balken. Da liegen sie nun unter der Decke . . . — sagte er mit verhaltener Stimme.

Lange konnte ich vor Erschütterung kein Wort hervorbringen. Schließlich kam meine Brust ins Wogen.

— Ich wußte es ja . . . — ließ ich das Wort fallen. Dann ging ich kühn zur Decke und hob sie auf. Zwei schwarze Gestalten lagen da dicht neben einander. Eine menschliche Form hatten sie aber nicht . . .

Die anderen drängten sich an mich heran.

— Man wollte ihm das Mädchel nicht zur Frau geben, aber die beiden hatten sich sehr lieb. Da beschlossen sie, sich trotz aller Welt doch zu vermählen. Gestern in der früh mietete der Gendarm einen Wagen, sie bestiegen ihn und fuhren im Geheimen in die Stadt, zum Pfarrer. Der Pfarrer hat sie auch getraut. Eine Hochzeit haben sie nicht gefeiert; hieher zogen sie sich zurück, ins kleine Backhaus. Jemand hat es nicht leiden wollen und steckte das Haus in Brand.

— Ihr braucht nicht fortzusetzen — winkte ich. — Ich weiß bereits alles.

Lange stand ich dort, betrachtete erschüttert die weiße Decke und sah darunter die beiden Märtyrer. Da lagen sie nun im ewigen Frieden und schwarz, wie sie waren, verkündeten sie der Erde, auf der sie lagen, und den Menschen, die da herumstanden, den siebenbürgischen Gedanken.

Ich konnte mich von ihnen nicht losreißen, bis es nicht tagte. Dann machte ich mich auf den Weg, ging hinaus auf die dämmernden Felder und mußte unterwegs fortwährend nach zwei Sternen schauen, die beide traurig und eigenartig schön über Siebenbürgens Boden glänzten.

# ICH BEGRÜSSE DEN BRUDER

VON JOHANN KODOLÁNYI

Als ich mir auf der Fahrt von Budapest nach Preßburg im dämmernden Morgenlicht ein Plätzchen auf dem Deck ausgesucht und im Schein der aufgehenden Sonne die fröstelnden Waldungen, das zitternde Ufer und die zerfetzten Wolken über der verlassenenen stummen Landschaft erblickt habe, füllte sich mein Herz mit Andacht und Dankbarkeit. Ich hatte das Gefühl, als ob das keuchende Schiff in einen öden, den Menschenaugen bisher unbekanntem Erdteil gelangt wäre. Der Rauch drang weit landeinwärts und legte sich auf die Wälder. Über den aufgerührten Wellen des bleiernen Wasserspiegels wiegten sich die Möwen, hoch oben aber flog eine Schar aufgeschreckter Wildenten. Ich aber wartete gespannt, wartete darauf, daß aus den unendlichen Waldungen plötzlich ein Neger in unschuldiger Nacktheit zum Vorschein kommt, um seinen Pfeil nach den fliehenden Vögeln sausen zu lassen. Ich dachte, daß schnaufend und seinen braunen Rücken fächelnd, ein Nilpferd aus dem Röhricht der glitzernden Flut auftauchen, am Ufer aber eine lange Reihe von Giraffen die Flucht ergreifen müsse . . . So wild, so wunderbar jungfräulich war die Natur ringsumher.

Als aber die Sonne immer höher stieg und ihren Schleier fallen ließ, färbte sich das Wasser durchsichtig blau ; auch der Wind hörte auf grimmig schneidend zu sein und liebte mich mild. Und plötzlich kam ein langer, spitziger Kahn langsam und feierlich aus dem Labyrinth der überfluteten Gelände geschwommen. Im Heck richtete sich eine Stange auf, das runde Wurfnetz wurde hinuntergelassen. Und siehe da, hochaufgerichtet im Heck stand ein hagerer Mann und hielt den Strick in der Hand, die Pfeile im Munde. Auch aus der Ferne konnte ich ihn gut beobachten, der Hut saß ihm schief auf dem Kopf. Dort stand er allein im Heck, allein im Wald und Röhricht, in der tiefen Stille, gleichwie ein winziger Punkt unter dem unendlichen Himmelsgewölbe. Und da wurde es mir richtig warm ums Herz, denn der Fischer war ja ein Ungar, mein Bruder.

Meine Arme wuchsen ins Unendliche ; ich streckte sie aus und umarmte ihn, den Fischer, der sein Netz seit tausend Jahren in die ewigen Gewässer taucht und sein Fortkommen im kärglichen Fischfang findet, wie seine Ahnen, die genau so gefischt haben, so stumm und so mutterseelenallein.

# MONDENSTRAHL

JOHANN BARTALIS

*Ich bin verliebt in Mondes blassen Strahl.  
Doch Reue später ab davon mich schreckt :  
Das paßt sich doch zu mir nicht, such' mir drum  
Zur Liebe aus ein anderes Objekt.*

*Ich lieb' die Blumen, lieb' den Garten auch, —  
Ich liebe die Musik, den Wein.  
Doch werd' ich ihrer überdrüssig bald.  
Ich lieb' die stille Nacht allein.*

*Ich liebe sehr die Nacht, die stille Nacht,  
Das stumme Meer, die wilde Bergeswelt,  
Und meiner Liebsten Sternenaugenpaar,  
Das treue Wacht ob meinen Träumen hält,*

*Ich liebe sehr die Sterne, die zu mir  
Erglühend himmlisch, niederfliegen  
Und sich an mich unter der Bettdeck' schmiegen.*

Übersetzt von Friedrich Lám

# LOB DES FEINEN HERRENPILZES

JOSEF BERDA

*Du, ernster Wälder Schmuck, der du so oft  
Mich angelacht hast aus dem Grasversteckspiel,  
Feenhafter Herrenpilz du!*

*An dich erinnert sich, an deinen Duft  
Meine verliebte Nase; — meine Phantasie  
Entzündet sich sofort, wenn ich daran nur denke,  
Was für geschmackvoll gute Bissen ich  
Aus deinem bauchig festmassiven Fleische aß*

*An jenen raren Feiertagen, als  
Du manchmal prunkend kamst auf das Gedeck.  
Du bist des Jahres allerschönst Geschenk,  
Der armen Wälder Wanderer Speiseschatz bist du,  
Den Gott in guter Laune heiter hat erschaffen.  
Du brauchst dich nicht zu schminken, bist von selber schön.  
Nur der gerührte Appetit vermag*

*Gebührend dich zu schätzen, kommst du auf den Tisch.  
Du bist des Auges und des Mundes Lust,  
Du fleischigstes Gericht, das mein Gebiß  
Mit solcher Andacht kaut, daß ich beim Essen*

*Der hehrsten Waldungen Geschmack kann fühlen  
In meinem Mund, der schon so vieler  
Uredler Wohlgeschmäcker Koster war.*

Übersetzt von Friedrich Lám

# DIE GRÜNDUNG DER DEUTSCH-UNGARISCHEN GESELLSCHAFT IN Breslau

Am 30. Juli wurde im barocken Musiksaal der Universität die Zweigstelle Breslau der Deutsch-Ungarischen Gesellschaft gegründet. Wir brauchen nicht zu betonen, daß diese Gründungsfeier auch ein Fest unserer Gesellschaft, ja — wir dürfen wohl hinzufügen — vieler treuer ungarischer Herzen war, die, wenn sie sich an der Feier auch nicht persönlich beteiligen konnten, ihre geistigen Blicke voll Dankbarkeit und Hoffnung gegen Breslau wandten. Wir feiern eben nicht nur die Geburt einer Schwesterngesellschaft, die uns in unserer Arbeit aufs wirksamste unterstützen wird, sondern auch den Fortschritt unserer Bestrebungen, für die wir uns im Verein mit den Schwesterngesellschaften im Reich bereits seit Jahren einsetzen; überdies aber dürfen wir uns angesichts der erfolgreichen deutsch-ungarischen Zusammenarbeit auch bei dem Ernst der Kriegslage der zuversichtlichen Hoffnung hingeben, daß unser am Ende des gegenwärtigen beispiellos harten Ringens der siegreiche Friede wartet, der auch unsere Zukunft, unsere geistig-kulturelle Entwicklung sichern soll.

Die Voraussetzungen zur erfolgreichen Tätigkeit der neuen Schwesterngesellschaft sind die denkbar günstigsten. Die Deutsch-Ungarische Gesellschaft in Breslau erwächst auf einem Boden, der seit Jahrhunderten rege Beziehungen zum Ungartum unterhält und auf dem der geistig-kulturelle Austausch — trotz vorübergehender Spannungen zwischen unseren Völkern — stets rege war. Bereits der große ungarische Renaissanceherrscher, Matthias Corvinus, hielt sich häufig in Breslau auf; hier verbündete er sich mit dem Kurfürsten Friedrich von Brandenburg, hier schloß er 1475 mit den geschlagenen Königen Kasimir und Wladislaw Frieden, und hier entspann sich seine berühmte Liebe zu Barbara, der schönen Patriziertochter. War es eine Auswirkung seiner auch geistig beispiellos ausstrahlungskräftigen Persönlichkeit, daß sich die Beziehungen zwischen Breslau, Schlesien und Ungarn auch nach seinem Tode zunächst in der von ihm angebahnten Richtung weiterentwickelten? Wir können diese Frage nicht mit Sicherheit beantworten. Tatsache ist aber, daß bereits wenige Jahrzehnte nach dem Tode Matthias' ein lebhafter wechselseitiger kultureller Tauschverkehr vor allem zwischen Oberungarn und Schlesien stattfand. Man wechselte Briefe, tauschte kostbare Manuskripte aus, und war einander in dem Ausbau des Schulwesens behilflich. Ähnlich wurden Beziehungen zwischen Breslau und dem königlichen Hof in Ungarn angeknüpft. Ein Wegbereiter der Reformation in Ungarn, der Hofprediger der Königin Maria, Johannes Henckel, war mit dem Breslauer Humanisten Ursinus Velius freundschaftlich verbunden, und erwirkte es, daß Ursinus Velius auch an den ungarischen Hof berufen wurde. Der Breslauer Bischof ungarischer Herkunft, Johannes Thurzó, gab den Erasmusverehrer in Ungarn wertvolle Anregungen, und kaum ein Jahrhundert nach Matthias Corvinus ist Breslau der Mittelpunkt des ungarischen Humanisten-

kreises um den großen vielseitigen Gelehrten, Andreas Dudith. Zum guten Teil humanistisch ausgerichtet sind auch die Beziehungen zwischen der schlesischen Barockdichtung und dem ungarischen Geistesleben; man darf ihre künstlerischen Folgen gewiß nicht überschätzen, allein sie führen zur ersten wirklichen Begegnung von deutscher Dichtung und ungarischem Publikum, und wecken den Sinn für deutsche Dichtung überhaupt. Wir könnten in der Aufzählung der Belege über den geistig-kulturellen Wechselverkehr zwischen Breslau, Schlesien und dem Ungartum noch lange fortfahren. Sie erweitern und vertiefen sich im Laufe der Zeit, werden reich und mannigfaltig, wie das allumfassende Leben selbst, und werden vor allem durch die Kräfte bedingt, die aus dem nationalen Charakter unserer Völker strömen.

Die Zweigstelle der Deutsch-Ungarischen Gesellschaft in Breslau kann somit auf reiche und feste Überlieferungen bauen, wenn sie die Pflege der geistig-kulturellen Beziehungen zwischen Deutschtum und Ungartum wieder aufnimmt. Diese Überlieferungen einwandfrei zu klären und bewußt zu machen, soll unseres Erachtens eben ihre schönste Aufgabe sein. Die Erfüllung dieser Aufgabe aber wird unsere Völker einander gewiß auch seelisch näher bringen und unseren großen gemeinsamen Kampf wirksam kräftigen. Möge sich die Arbeit unserer Schwesterngesellschaft, der auch wir stets mit Rat und Tat beistehen wollen, im Zeichen eines neuen, fruchtbaren Verstehens zum Wohl unserer Völker segensreich gestalten!

\*

Der Gründungsfeier wohnten neben zahlreichen Vertretern von Staat, Partei und Wehrmacht, des wissenschaftlichen, wirtschaftlichen und kulturellen Lebens der Kommandierende General und Befehlshaber im Wehrkreis VIII, General der Kavallerie Koch-Erpach, Ministerialdirektor Dr. Karl Ott, Abteilungsleiter im Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda, in Vertretung des Auswärtigen Amtes Gesandtschaftsrat Theodor Blahut, Oberbürgermeister Leichtenstein, die Rektoren der Universität und der Technischen Hochschule, sowie das Professorenkollegium der Universität bei.

Händels Concerto grosso, gespielt vom Orchester des Reichssenders Breslau unter Leitung von Kapellmeister Prade, gab der Feier den Auftakt. Danach nahm Gauleiter und Oberpräsident Hanke das Wort zu folgender Aussprache: »Wenn wir am heutigen Tage die Zweigstelle Breslau der Deutsch-Ungarischen Gesellschaft gründen, so geht dieser Akt in seiner Bedeutung weit hinaus über die Vermehrung der Zweigstellen der Deutsch-Ungarischen Gesellschaft — um eben die Zweigstelle Breslau. Die Härte der augenblicklichen militärischen Situation im Osten sprengt auch den Aufgabenkreis, den die Gesellschaft im allgemeinen als für sich verbindlich ansieht, und geht über die Zielsetzung hauptsächlich kultureller Zusammenarbeit hinaus ins ausgesprochen Politische. Diese Gründungsstunde für die Breslauer Zweigstelle der Deutsch-Ungarischen Gesellschaft wird zu einer Demonstration gemeinsamen fanatischen Willens der Abwehr und Verteidigung gegen den Ansturm aus dem Osten. Ungarn wie Deutsche wissen aus ihrer gemeinsamen Geschichte, daß es ihre Aufgabe ist, Wall im Osten zu sein. Aus den Tagen Béla Kuns kennt Ungarn die Brutalität kommunistisch-bolschewistischer Regierungsmethoden mehr noch als ähnliche Erfahrungen im Reich mit den Banden eines Hölz gemacht wurden. Als Ungarn vor fünf Jahren sei-

nen Beitritt zum Antikomintern-Pakt unterzeichnete, vollzog es einen Akt, der sich folgerichtig in seine geschichtliche und politische Entwicklung einreichte. Wenn es auch in der Hauptsache die Aufgabe der Deutsch-Ungarischen Gesellschaft ist und sein wird, wirtschaftliche und kulturelle Beziehungen zu pflegen, so sehen wir in dieser Stunde doch zu allererst Ungarn als unseren Partner im Antikomintern-Abkommen und als unseren Waffenkameraden im schweren Kampf gegen die bolschewistischen Heere. Diesen Kampf werden wir gemeinsam bis zum Endsieg durchfechten. Wir haben an dem Sieg unserer Sache nie gezweifelt. Wir sind aber noch nie von einer so gläubigen Zuversicht getragen gewesen, wie gerade in diesen Tagen, in denen uns durch die wunderbare Bewahrung des Führers offenbar wurde, daß er und sein Werk sichtbar unter dem Schutz der Vorsehung stehen. Der Krieg ist in ein Stadium getreten, in dem er mehr denn je den totalen Einsatz jedes einzelnen fordert und in dem er auch unser Denken mehr denn je total beherrscht. Deshalb soll auch diese Zusammenkunft unsere Herzen erneut für unsere gemeinsame Sache erheben und zu einer machtvollen Kundgebung des Willens werden, den einmal begonnenen Kampf bis zum siegreichen Ende durchzuführen. Unser hingebungsvolles Treuebekenntnis gilt auch in dieser Stunde unseren Völkern und den Männern, die sie führen.«

Im Auftrage des Präsidenten der Vereinigung zwischenstaatlicher Verbände und Einrichtungen, S.S.-Obergruppenführer und General der Polizei Lorenz, der dienstlich am Erscheinen verhindert wurde, gab der Gesandte im Auswärtigen Amt Rudolph Schleier der Genugtuung Ausdruck, daß es in der Zeit der Entscheidungsschlacht um die Freiheit und die Zukunft unseres Kontinents möglich ist, eine Einrichtung für die Vertiefung der Beziehungen der beiden Völker zu schaffen. Er führte aus, daß die deutsch-ungarischen Beziehungen in Geschichte und Kultur alt sind. Durch die Jahrhunderte bis zur Waffenbrüderschaft im ersten und zweiten Weltkrieg kennt die Geschichte beider Völker die schicksalhafte Verflechtung eines gemeinsamen Abwehrkampfes gegen gemeinsame Feinde und die Berührung und gegenseitige Befruchtung ihrer Kulturen. Mit der Gründung einer Zweigstelle in Breslau trete ein neues wichtiges Glied zur Kette jener Einrichtungen, die in allen Teilen des Reiches für eine Verständigung der Völker untereinander arbeiten. Die gemeinsame Gefahr, die heute ganz Europa bedroht, habe Deutschland und Ungarn, die in altbewährter Waffenbrüderschaft ihr kulturelles und politisches Eigendasein gegen die zerstörende Macht des Bolschewismus verteidigen, noch enger zusammengeschweißt. Beide Völker wissen, daß es nur durch den bedingungslosen Einsatz der ganzen nationalen Kraft gelingen wird, das Leben der Nation zu erhalten. In diesem Einsatz seien Ungarns Anstrengungen ein wertvoller Beitrag für den Sieg Europas und die Bewahrung der gemeinsamen tausendjährigen europäischen Kultur. Die Kameradschaft und Gemeinsamkeit der Ziele, die die deutschen und ungarischen Soldaten an der Front miteinander verbinden, sollen auch Leitstern für die Arbeit der Deutsch-Ungarischen Zweigstelle in Breslau sein und dazu beitragen, auch in der Heimat das Gefühl für die schicksalhafte Verbundenheit der beiden Völker zu vertiefen. Der Gesandte dankte schließlich dem Gauleiter für seine Bemühungen für das Zustandekommen der Gesellschaft und bat ihn der Arbeit der Gesellschaft auch weiterhin seine Unterstützung zu leihen.

Danach nahm Staatsminister a. D. General der Infanterie Glaise von Horstenaу als Präsident der Deutsch-Ungarischen Gesellschaft in Berlin das Wort. Er ging davon aus, daß mit der Gründung der Breslauer Zweigstelle die fünfte

Zweigstelle der Deutsch-Ungarischen Gesellschaft in den letzten sechs Jahren auf deutschem Boden ins Leben gerufen werde und kennzeichnete dieses Ereignis sodann als symbolisch für den Geist, in dem dieser Krieg, der das ganze Leben der beiden Nationen erfüllt, geführt werde, und zugleich als ein Symbol von besonderer Bedeutung für Breslau, sowohl der Zeit, wie auch dem Raum nach. Auch die Gründung dieser Zweigstelle sei ein weiteres Glied in der Kette der langjährigen wirtschaftlichen Beziehungen der beiden Länder und der gemeinsamen kulturellen Arbeit im Dienste des europäischen Völkergemeinschaft. Der Präsident erinnerte sodann daran, daß vor wenigen Monaten unter der weisen Führung des Reichsverwesers von Horthy in schwierigsten Stunden neue Männer in Ungarn das Volk emporrissen, um dieses Land an der Seite Deutschlands weiter zu führen auf dem Wege, an dessen Ende es nur den Sieg geben könne über die Mächte des Chaos und der Finsternis. Mit verständnisvollen Worten gedachte er der großen geschichtlichen Leistungen Schlesiens, die besonders auch mit Ungarn verbunden sind, der Abwehr des großen Mongolensturms 1241, und der Zeit von 1813, um danach der neuen Zweigstelle in Breslau die besten Wünsche für ihre künftige Arbeit mit auf den Weg zu geben. Zum Präsidenten der Zweigstelle Breslau berief er den Kurator der Breslauer Hochschulen Dr. Bertram, den er bat, seine Kraft und bewährte Freundschaft zum ungarischen Volk den Zielen der Gesellschaft zur Verfügung zu stellen.

Der Königlich-Ungarische Gesandte Dr. Alexander Hoffmann von Nagysötétág sprach seine Freude darüber aus, daß die Schaffung der Zweigstelle der Deutsch-Ungarischen Gesellschaft ihm Gelegenheit gebe, zum ersten Male seit seiner Ernennung zum Vertreter Ungarns im Reich vor die Öffentlichkeit zu treten, um in den schicksalsreichen Tagen erneut Zeugnis abzulegen von der ungarisch-deutschen Freundschaft und Verbundenheit. Die Gründung solle Beweis dafür sein, daß alle Schwierigkeiten, die sich in den Weg stellen, überwunden werden, und beide Völker auf der eingeschlagenen Bahn weiter schreiten. Auch er betonte, daß die Ereignisse der letzten Monate die deutsch-ungarischen Beziehungen auf militärischem und wirtschaftlichem Gebiete vertieft haben. Das Zusammenstehen im gemeinsamen Kampf gegen die gemeinsame Gefahr bedinge ein gegenseitiges Verständnis und tieferes Kennenlernen der seelischen Kräfte beider Völker. In diesem Sinne habe sich die Tätigkeit der zwischenstaatlichen Verbände bewährt. Im Auftrage des Ministerpräsidenten Sztójay wünschte der Königlich-Ungarische Gesandte der neugegründeten Zweigstelle Breslau den besten Erfolg.

Kurator Dr. Bertram dankte dem Gauleiter sowie dem Präsidenten der Deutsch-Ungarischen Gesellschaft, Staatsminister a. D., General der Infanterie Glaise von Horstenau für das Vertrauen, das ihm durch die Berufung zum Präsidenten der Zweigstelle Breslau der Deutsch-Ungarischen Gesellschaft entgegengebracht wurde. Die Gründung dieser gewinne ihren tiefen Sinn aus den seit Hunderten von Jahren bestehenden engen wirtschaftlichen, kulturellen und politischen Beziehungen, die das Land Schlesien und insbesondere seine Hauptstadt mit Ungarn verbinden. Es gebe kaum einen Gau des deutschen Altreichs, der so nahe Bindungen mit dem ungarischen Volk aufzuweisen hat, wie gerade der unsrige. Und wie sich in alter Zeit der Austausch von kulturellen Gütern zwischen den beiden Nationen vollzog, so sei es auch heute. Gerade in diesem Jahrhundert und besonders in den letzten zehn Jahren seien die kulturellen und wirtschaftlichen Beziehungen äußerst verstärkt worden. Vor zwei Jahren konnte

an der Breslauer Universität ein ungarisches Lektorat errichtet werden, nunmehr stehe die Gründung eines Instituts für ungarische Sprache und Landeskunde an der Universität bevor. Neben diesen wissenschaftlichen Bemühungen leisten aber auch Breslauer und schlesische Wirtschaftsinstitutionen gerade in neuester Zeit Hervorragendes auf dem Gebiet des Warenaustausches der beiden Länder. Die Zukunft wird es auch hier zeigen, daß das Bestreben der Wirtschaftsführer der deutschen und ungarischen Nation dahingeht, gerade den schlesischen Raum und unsere Stadt Breslau in die Handelsbeziehungen Großdeutschlands und Ungarns in verstärktem Maße einzugliedern. Auch die Deutsch-Ungarische Gesellschaft in Breslau sehe es als ihre Pflicht an, zusammen mit den Breslauer Hochschulen und allen ihren Einrichtungen und mit den Institutionen der Wirtschaft die kulturellen und wirtschaftlichen Beziehungen der beiden Völker auf das lebhafteste zu fördern. Schließlich gab Kurator Dr. Bertram die Versicherung, daß es das Bestreben der Deutsch-Ungarischen Gesellschaft in Breslau sei, mit der Schwestergesellschaft in Budapest auf das engste und fruchtbarste zusammenzuarbeiten.

Die ungarischen und die deutschen Nationalhymnen bekräftigten die mit der Gründung der Breslauer Zweigstelle ausgesprochenen Zielsetzungen im Rahmen der schicksalhaften Waffenbrüderschaft Deutschlands und Ungarns.

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár

# BÜCHERSCHAU

**CSONGOR UND TÜNDE.** Ein Märchenspiel von *Mihály Vörösmarty*. Deutsche Nachdichtung von *Ferdinand Klein-Krauthelm*. Widukind-Verlag (Alexander Boß). Berlin, 1943. 196 S.

Mit aufrichtiger Freude begrüßen wir das Erscheinen der vorzüglichen Übersetzung von Ferdinand Klein-Krauthelm, von der wir in unserer Zeitschrift bereits vor Jahren (Septemberheft 1940) Proben brachten. Gewiß wird das tiefgründige, farbige Märchen Vörösmartys, das bereits auf manchen deutschen Bühnen mit Erfolg in Szene ging, den deutschen Leser auch in Buchform fesseln. Die verdienstvolle Übertragung — eigentlich Nachdichtung — von Klein-Krauthelm zeichnet sich durch besondere Sorgfalt, Sauberkeit und feines Nachfühlungsvermögen aus. Erfreulich ist vor allem, daß der Übersetzer das trochäische Versmaß des Originals beibehielt und auch an den Stellen aus klanglichen Gründen nicht verließ, wo der Dichter sich des Jambus bediente. Wir schließen uns dem schönen Wunsch des vorzüglichen Übersetzers an: »Möge dies Meisterwerk der Weltliteratur im deutschen Gewande dazu beitragen, das Verständnis für die Dichtung der Ungarn in Deutschland zu vertiefen.«

**LEBEN DES LANDNEHMENDEN UNGARTUMS** (*A honfoglaló magyar nép élete*). Von *Gyula László*. Verlag Magyar Élet. Budapest, 1944. 512 S. Mit 45 Bildtafeln und zahlreichen Abbildungen im Text.

Der auch als Mitarbeiter unserer Zeitschrift bekannte vorzügliche Verfasser, Professor der Archäologie der Landnahmezeit an der Universität Kolozsvár (Klausenburg), faßt in seinem stattlichen Werke die Ergebnisse der ungarischen und europäischen Wissenschaft über das landnehmende Ungartum zusammen, und ergänzt diese mit denen seiner eigenen, vor allem archäologischen Forschungen. Gyula László ging in seinen Arbeiten von den Denkmälern der Awarzeit in Ungarn aus, veröffentlichte zahlreiche Teilstudien von entscheidender Bedeu-

tung und beteiligte sich unlängst auch an der Arbeitsgemeinschaft deutscher und ungarischer Forscher in Kiew. Bei dem Lichte der Geschichtswissenschaft, Sprachkunde, Siedlungsgeschichte, Volkskunde, Anthropologie und Zoologie, sowie anderer verwandter Wissenschaften führen die archäologischen Forschungen zu bedeutsamen Feststellungen. Verf. zeichnet das Leben des Ungartums vor tausend Jahren mit kritischem Scharfsinn, riesigem wissenschaftlichen Apparat und feiner stilistischer Darstellungskunst, wobei er auch der zugänglichen Spuren aus älterer Zeit nicht vergißt. Er zeichnet den völkischen und kulturellen Zustand des Karpatenbeckens vor dem Erscheinen des Ungartums, die Beschaffenheit seines Bodens und seiner Bevölkerung. Das nächste Kapitel erläutert die Struktur der ungarischen Großfamilie; sodann behandelt Verf. die Bedeutung von Arbeit, Zauberwesen und Kunst und weist schließlich auf die Auffassung des landnehmenden Ungartums über Krankheit, Tod und Jenseits hin. Das letzte Kapitel enthält einen lebendigen Querschnitt von Leben und Umwelt des Ungartums vor tausend Jahren. Das Buch zeugt alles in allem von einer weitgehenden Vertiefung des geschichtlichen Bewußtseins in Ungarn, und darf als bedeutsame Kundgebung der volksgeschichtlichen Forschung verzeichnet werden. Auch der für das Karpatenbecken und dessen Völker interessierte Ausländer wird das Werk immer wieder heranziehen, wenn er das Ungartum und seine Geschichte erfassen will.

**DIE GEWÄSSERNAMEN SIEBENBÜRGENS** (*Erdély víznevei*). Von *Stefan Kniezsa*. Ausgabe des Siebenbürger Wissenschaftlichen Institutes. Kolozsvár, 1943. 47 S. Mit 2 Karten. Deutsche Fassung: »Ungarische Jahrbücher, Bd. XXIII, Heft 1—3, S. 187—235. Mit Karte.

Die beständigste Gruppe der geographischen Namen bilden die Gewässernamen. Ein Dorf kann zerstört werden, sein Name in Vergessenheit geraten,

auch die Flurnamen sind dem Wandel der Zeit unterworfen; an den Flüssen aber leben stets Menschen, wenn auch nur wenige, die die Flußnamen bewahren und neuen Siedlern übermitteln. Ursprung und sprachlicher Charakter der Gewässernamen lassen somit weitgehende siedlungs- und volkstumsgehistorische Schlußfolgerungen zu. Daher ist die Zusammenstellung der Gewässernamen Siebenbürgens besonders aufschlußreich.

Die Untersuchungen Kniezsas lassen sich kurz folgendermaßen zusammenfassen: Die Namen der großen Gewässer stammen aus einer unbekannteren Sprache und sind aus der klassischen Zeit erhalten; diese übernahm auch das Ungar-tum, wahrscheinlich von den in Siebenbürgen in Streusiedlungen lebenden Slawen. Auffallend zahlreich sind indessen auch die Namen ungarischen Ursprungs, selbst die langer und wasserreicher Flüsse, was darauf hinweist, daß Siebenbürgen zur Zeit der ungarischen Landnahme zum großen Teil völlig unbewohnt war; kein Volk lebte in ununterbrochener Kontinuität an den Flüssen, so daß auch die alten Namen nicht bewahrt blieben. Die Tatsache, daß z. B. in Nordsiebenbürgen sich die Namen slawischen Ursprungs nur auf die kleinen Bäche beschränken, zeugt von der geringen Anzahl des dort lebenden Slawentums. Auch einige türkische oder durch türkische Vermittlung bewahrte Namen gibt es unter den Gewässernamen Siebenbürgens; sie mögen Spuren einer türkischen, vielleicht bulgarisch-türkischen Volksschicht sein, die auch von anderer Seite nachweisbar ist. Bedeutsam für uns ist, daß es unter den ungarischen Gewässernamen keinen einzigen rumänischen Ursprungs oder durch rumänische Vermittlung übernommenen gibt; es zeugt dies zweifellos davon, daß das Ungar-tum, das Siebenbürgen in Besitz nahm, hier im 10–11. Jahrhundert keine Rumänen fand. Auch unter den Ortsnamen taucht die erste rumänische Benennung erst im 14. Jahrhundert auf.

Noch weit aufschlußreicher aber ist das Zeugnis der rumänischen Gewässernamen in Siebenbürgen von heute. Abgesehen von einigen Benennungen unbekannter und deutscher Herkunft, stammen sämtliche rumänische Gewässernamen aus dem Ungarischen oder Slawischen, keiner aber aus dem Rumänischen; dies zeugt unwiderlegbar dafür, daß sich das Rumänentum erst spät ansiedelte und an seinen Siedlungsorten

überall dicht besiedelte oder wenigstens besetzte und längst unter ungarischem Kultureinfluß stehende Gebiete fand. Es ist dies ein neuer Beweis dafür, daß das Ungar-tum in Siebenbürgen überall die älteste Schicht der Bevölkerung ergab.

RUBÁIYAT. Von *Omár Kkáyám*. Übersetzt von *Lorenz Szabó*. Verlag Új Idök, Budapest, 1943. 84 S.

Die auf der englischen Fassung von Edgar Fitzgerald beruhende ungarische Übertragung des großen persischen Dichters ist ein Jugendwerk des vorzüglichen ungarischen Übersetzers Lorenz Szabó. Das seitdem längst vergriffene Werk erschien jetzt im Verlag Új Idök in prachtvollem Gewande in beschränkter Exemplarzahl. Bilder, Buchschmuck und Einband des herrlichen Albums für Bücherfreunde sind Meisterwerke der Hungária-Druckerei.

ZUR FRAGE DER RUMÄNISCHEN URHEIMAT IN SIEBENBÜRGEN (*Az erdélyi román őshaza kérdéséhez*). Von *Ladisláus Gáldi*. Ausgabe des Ungarischen Geschichtswissenschaftlichen Institutes, Budapest, 1942. 30 S.

Verf. Professor an der Universität Kolozsvár (Klausenburg), untersucht die Geschichte der Frage über die rumänische Urheimat. Aus seiner geschichtlichen Übersicht der einschlägigen Theorien ergibt sich, daß den bisherigen Forschungen, vor allem den älteren, die richtige Methodik abgeht, weshalb sie natürlich zu falschen Ergebnissen führen mußten.

So erweiterte z. B. N. Cartoian das Gebiet der Urheimat von dem Balkangebirge bis zu den Nordkarpaten, von der Theiß bis zum Dnjestr. Indessen waren seine Argumente so unwissenschaftlich und gewichtlos, daß sie von A. Philippide widerlegt wurden, der die Urheimat auf das rechte Donauufer setzte. Bereits A. Rosetti schränkte den einstigen Mittelpunkt der Ausstrahlung auf ein weit engeres Gebiet ein. Beachtenswert ist jedoch, wie das Bild der gigantischen Urheimat — im Banne der wissenschaftlichen Belege — immer mehr zusammenschumpfte und sich immer mehr auf den Balkan verschob. E. Gamillscheg bekannte sich anfanges zur lateinisch-rumänischen Kontinuität, mußte aber auf Grund des Rumänischen Sprachatlases das Banat ausschalten. Schließlich blieben nur zwei

»Kerngebiete«: das eine in Siebenbürgen im südlichen Bihar-Gebirge, das andere auf dem Balkan. Indessen weist nun Gáldi bezüglich der Belege über das Kerngebiet in Siebenbürgen nach, daß die siedlungsgeschichtlichen, sprachwissenschaftlichen und ortskundlichen Belege Gamillschegs in gleicher Weise un haltbar sind, da z. B. der Ausdruck »ochiul cel orb«, den man für die Urzone als kennzeichnend hielt, keineswegs als alte lateinische Überlieferung zu betrachten, sondern die Übersetzung des ungarischen Ausdrucks »vakszem« ist. Ähnlich erwies sich bei anderen Wörtern, die man als Zeugnisse der Kontinuität heranzog, daß diese keineswegs altlateinische Bestände sein können und daher als Belege unbrauchbar sind. Ebenso stützt sich auch die Beweisführung mit den Flußnamen auf wiederholt widerlegte Grundlagen. Die beträchtliche Anzahl der Argumente zwingt Verf. die rumänische Urheimat gegenüber der Ansicht Gamillschegs und anderer Vertreter der lateinisch-rumänischen Kontinuität — im Einvernehmen mit anderen deutschen Verfasser (G. Stadtmüller oder H. Scheibenpflug) — nicht auf dem Gebiete Siebenbürgens, sondern ausschließlich auf dem Balkan zu suchen.

SCHRIFTSTELLER UND DICHTER. (*Irók és költők*). Von Géza Voinovich. Bibliotheca-Verlag, Budapest, 1943. 188 S.

Der Generalsekretär der Ungarischen Akademie der Wissenschaften faßt in seinem neuen Buch eine Reihe von feinsinnigen Studien zusammen, die die Dichter Karl Kisfaludy, Jókai, Gyulai, Lévyay, Karl Szász, Ladislaus Arany und Zoltán Ambrus sowie den Feldherrn Görgey be-

handeln. Die geistvollen und mit feiner Verhal tenheit gezeichneten Bildnisse gemahnen an die besten Erzeugnisse der ungarischen Essayliteratur des 19. Jahrhunderts, die meist französischen und englischen Vorbildern folgen. Bei der heutigen Verwahrlosung des Schrifttums durch die Tagespresse wirken diese Essays durch ihre Gepflegtheit und höhere Schau besonders erfrischend.

DAS GESETZ DER ORGANISATION. Exakte Lehre über den Aufbau der Welt. Von Kurt Freiherr von Wieser. Athenaeum-Verlag, Budapest, 1943. 246 S. Mit Abbildungen.

Idee und Wirkung der Organisation sind im 20. Jahrhundert überall wirksam geworden. Auf dem Gebiete der Wissenschaft zeitigten grundlegende Entdeckungen über die Aufbaugesetze der Natur überraschende Erkenntnisse des Entwicklungsganges und Ausblicke von bisher ungeahntem Ausmaß für die Zukunft. Das Werk von Kurt Freiherr von Wieser legt dies auf Grund neuentdeckter Naturgesetze in exakten wissenschaftlichen Erkenntnissen dar, zeigt durch berechtigte Schlußfolgerungen ein neues Weltbild, und entwickelt als folgerichtige Fortführung des stets höheren Aufbaus die These von der zukünftigen Entstehung sozialer menschlicher Gemeinschaften, die in Harmonie und Gesundheit eine bisher nicht geahnte Welt herbeiführen werden. Somit findet hier Wissenschaft die ewigen Gehalte alter Erkenntnis in den Formen der exakten Forschung wieder, und durch den Fortfall des Scheinproblems »Materialismus« entsteht eine völlig neue und erweiterte Auffassung vom Wesen des Alls und der Naturkräfte.

## INHALT DES SEPTEMBERHEFTES 1944.

POLITIK UND SCHICKSAL. Von <i>Ladislauş Bárdossy</i> .....	385
DEUTSCHE DICHTUNG — UNGARISCHES PUBLIKUM II. Von <i>Béla Pukánszky</i> .....	392
UNGARISCHE KERAMIKER IM AUSLAND. Von <i>Paul Voit</i> ....	400
PHILOSOPHIE DES WEINES. Von <i>Béla Hamvas</i> .....	404
SIEBENBÜRGISCHE STERNE. Erzählung von <i>Aaron Tamási</i> ..	410
ICH BEGRÜSSE DEN BRUDER. Skizze von <i>Johann Kodolányi</i>	421
MONDENSTRAHL. Gedicht von <i>Johann Bartalis</i> , übersetzt von Friedrich Lám .....	223
LOB DES FEINEN HERRENPIILZES. Gedicht von <i>Jósef Berda</i> , übersetzt von Friedrich Lám. ....	422
DIE GRÜNDUNG DER DEUTSCH-UNGARISCHEN GESELL- SCHAFT IN BRESLAU .....	424
BÜCHERSCHAU.....	429

### MITARBEITER DIESES HEFTES :

- Dr. Ladislauş *Bárdossy*, kgl. ung. Ministerpräsident a. D.  
Dr. Béla *Pukánszky*, o. ö. Professor an der Kön. Ung. Stefan Tisza-Uni-  
versität in Debrecen, Hauptschriftleiter dieser Zeitschrift.  
Dr. Paul *Voit*, Kustos des Landesmuseums für Gewerbekunst, Kunst-  
historiker.  
Béla *Hamvas*, Oberbibliothekar der Stadtbibliothek Budapest.

### UNSERE DICHTER :

- Aaron *Tamási*, siebenbürgisch-ungarischer Erzähler und Dramatiker.  
Johann *Kodolányi*, Erzähler und Dramatiker der völkischen Richtung.  
Johann *Bartalis*, Bibliothekar in Kolozsvár-Klausenburg, Richter der  
Szekler.  
Josef *Berda*, Dichter, Újpest.

Verantwortlicher Schriftleiter und Herausgeber: Béla Pukánszky.

444711. — Athenaeum, Budapest. — Verantwortlich: Direktor Anton Kárpáti.

# DIE SCHRIFTENREIHE DER UNGARISCH-DEUTSCHEN GESELLSCHAFT

herausgegeben von dem geschäftsführenden Mitpräsidenten, Ministerialrat Prof. *Alexander v. Kibédi Varga* bildet die natürliche Ergänzung unserer Zeitschrift im Sinne des Arbeitsprogramms der Gesellschaft. Während die Monatschrift UNGARN vor allem die Aufgabe hat, ungarisches Land und Volk der deutschen Öffentlichkeit zu erschliessen, soll die in ungarischer Sprache erscheinende SCHRIFTENREIHE das Gedankengut des neuen Deutschlands — zunächst durch die Veröffentlichung von Vorträgen führender deutscher Persönlichkeiten, die diese in der Ungarisch-Deutschen Gesellschaft hielten, — der breitesten Schicht ungarischer Leser vermitteln und dadurch an der ideellen Annäherung von Deutschland und Ungarn fördernd und vertiefend mitwirken. Preis je P 1.—

Aus den bisher erschienenen Hefte der SCHRIFTENREIHE :

1. *Darré, R. W.*: A Német Birodalom és a délkelet európai államok együttműködése a mezőgazdaság terén (Zusammenarbeit zwischen dem Reich und den südosteuropäischen Staaten auf landwirtschaftlichem Gebiet).
2. *Von Cochenhausen, F.*: Német katonai szellem a múltban és jelenben (Deutsches Soldatentum in der Geschichte und Gegenwart).
3. *Spranger, E.*: Kultúrák találkozásáról (Kulturen in Begegnung miteinander).
4. *Hóman, B.*: Német-magyar sorsközösség (Deutsch-ungarische Schicksalsgemeinschaft).
5. *Günther, H. R. G.*: A tehetségek kiválasztása (Menschenauslese).
6. *Freisler, R.*: Az új Európa jogrendje (Das Rechtsdenken des jungen Europa).
7. *Strölin, K.*: Lakásügy, városépítés és tájrendezés (Wohnungswesen, Städtebau und Raumordnung).
8. *Von Tschammer und Osten*: Testnevelés békében és háborúban (Leibeserziehung in Krieg und Frieden).
9. *Schwerin von Krosigk L. gróf*: Háborús pénzügyi gazdálkodás (Kriegsfinanzierung).
10. *Storm, E.*: Az állam és a gazdaság (Staat und Wirtschaft).
11. *Pukánszky, B.*: Mozart.
12. *Hofmann, Fr.*: A széntól a műgumiig (Von der Kohle zum Kautschuk).
13. *Paikert, G.*: Ahogyan egy magyar a magyart látja (Wie ein Ungar den Ungarn sieht).
14. *Harmjanz, H.*: Közösség és kultúra (Gemeinschaft und Kultur).
15. *Löbner, W.*: A pályaválasztás irányítása és a szakmai nevelés a mai Németországban (Berufsalenkung und Berufserziehung im gegenwärtigen Deutschland).
16. *Franz, E.*: U. S. A., Japán, Anglia (U. S. A., Japan, England).
17. *Von Jagow, D.*: A Führer rohamosztága (SA des Führers).
18. *Freyer, H.*: Nagy Frigyes. Történelmi arckép (Friedrich der Große, ein historisches Portrait).
19. *Scheel, A. G.*: A német diákság (Das deutsche Studententum).
20. *Von Tasnádi Nagy, A.*: A magyar alkotmány szelleme (Der Geist der ungar. Verfassung).
21. *Dill, G.*: Württemberg és gazdasága (Südwestdeutsche Wirtschaftsfragen).
22. *Berber, Fr.*: Az amerikai semlegesség változásai (Wandlungen der amerikanischen Neutralität).
23. *Rohan, K. A. hereg*: Európa jövője (Um die Zukunft Europas).

# KLEINE UNGARNKUNDE

Verantwortlicher Herausgeber: Stefan *Marlon*

1. Grundzüge der ungarischen Geschichte  
Von Dénes *Jánossy*
2. Kleine Geographie Ungarns  
Von Michael *Haltenberger*
3. Der ungarische Husar  
Von Stefan *Rédvay*
4. Kolozsvár  
Von Ladislaus *Makkai*
5. Die ungarische Donau  
Von Josef *Somogyi*
6. Die Industrie in Ungarn  
Von Rudolf *Ruisz*
7. Johann *Garay*: Der Veteran  
Übersetzt und eingeleitet von  
Friedrich *Lám*
8. Bismarck und Moltke in Ungarn  
Von Ladislaus *Tóth*
9. Früchte der ungarischen Erde  
Von Ladislaus *Hantos*
10. Debrecen  
Von Jenő *Erdős*
11. Der Ungar und sein Pferd  
Von A. *Ambrózy*, J. *Kemény*,  
S. *Móricz*, J. *Nyirő*, Z. *Szilády*
- 12., 13. Ungarische Soldatendichter I—II.  
Übersetzt von Árpád *Guillaume*  
und Friedrich *Lám*
14. Der Tokajer  
Von August *Ambrózy*
15. Die ungarische Sprache  
Von Ladislaus *Deme*
16. Ungarische Entdecker  
Von Gyula *Halász*
17. Die neue ungarische Kunst  
Von Gyula *Romhányi*
18. Das ungarische Obst  
Von Jenő *Erdős*
19. Ungarische Lieder  
Zusammengestellt von Stefan  
*Raics*
20. Die ungarische Küche  
Von Karl *Gundel*